# Der Freiburger Spielkartenmacher Alphonse Favre

Autor(en): **Haas, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **71 (1994)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-340662

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# DER FREIBURGER SPIELKARTENMACHER ALPHONSE FAVRE*

WALTER HAAS

## *Spielkarten in der Schweiz*

Kartenspieler wissen, daß man in der Zentral- und Ostschweiz mit «deutschen» Karten spielt, in der westlichen Schweiz mit «französischen». Diese Ausdrücke beziehen sich auf das *Farbsystem,* das System der Zeichen, die ein Kartenspiel in vier Serien einteilen. Das «französische» System kennt die «Farben» Kreuz *(trèfle),* Herz *(cœur),* Schaufel *(pique),* Ecken *(carreau),* das «deutsche» System Eicheln, Schilten, Rosen, Schellen. In der Spielkartenforschung spricht man lieber vom «schweizerischen» System, da in ländlichen Gegenden Deutschlands und in vielen Regionen auf dem Gebiet der ehemaligen Donaumonarchie noch immer ein abweichendes «deutsches» System in Gebrauch ist (mit Blatt statt Schilten und Herz statt Rosen). Das Schweizer System stammt aus dem 15. Jahrhundert und scheint älter zu sein als das französische. Das älteste Farbsystem ist aber das «lateinische» mit

* Mein herzlichster Dank geht an alle, die mir geholfen haben: Raoul Blanchard, Gérard Bourgarel, Edi Brum-Antonioli, Jean-Daniel Dessonnaz, Werner Dukek, Balz Eberhard, Charles Favre, Urs Joseph Flury, Hubert Foerster, Charles Folly, Heinrich Kümpel, John Lafler, Wulf Müller, Max Ruh, Eduard Salzmann, Ursula Trümpler †, Elisabeth Weber. – Die Vorlagen zu den Abbildungen stammen vorwiegend aus Schweizer Privatsammlungen; nur bei denjenigen aus öffentlichen Museen ist der Standort vermerkt. – Die Fotovorlagen für die Abb. 4a, 5f,h,i, 6e,f, 7c, 14 stammen von Primula Bosshard, Freiburg; die Vorlage für Abb. 11c von Max Ruh, Schaffhausen; für Abb. 11e von Foto Bucher, Bern.

den Farben Stab, Kelch, Schwert, Münze; in der Schweiz ist es nur im Tarock gebräuchlich.

Der Unterschied zwischen den Farbsystemen hat nichts mit dem innern Aufbau des Kartenspiels zu tun; deshalb kann man prinzipiell mit Karten aller Systeme die gleichen Spiele spielen – wie man ja in der Schweiz nach den gleichen Regeln mit «französischen» oder «deutschen» Karten jaßt. Innerhalb jeder Farbserie wiederholt sich eine Hierarchie, bestehend aus drei Figurenkarten und einer Reihe von Zahlenkarten. Im deutschen und Schweizer System bilden die Figuren eine männliche Militärgesellschaft mit König, Ober und Unter; im französischen System fügen sie sich zu einer Hofgesellschaft zusammen, bestehend aus König, Dame (Königin) und «Valet», dem Vertreter der Armee. Die Anzahl der Zahlenkarten schwankt, je nach der Art der Spiele, die mit einem «Ries» gespielt werden. Ein vollständiges Spiel umfaßt 52 Karten, in der Schweiz hat sich mit dem Jaß seit dem 18. Jahrhundert allmählich ein auf 36 Karten gekürztes «Ries» durchgesetzt.

Einen andern Aufbau zeigt das Tarock-Spiel. Es umfaßt ein Vierfarbenspiel, in der Schweiz nach dem lateinischen Farbsystem, das sich vom gewöhnlichen «Ries» dadurch unterscheidet, daß zwischen Dame und Valet als vierte Figur ein Reiter eingeschoben ist. Dieses Vierfarbenspiel ist im Tarock nun aber ergänzt durch eine Reihe von 21 feststehenden Trümpfen und einem Spezialtrumpf (dem Narren oder Excuse), so daß ein vollständiges Spiel 78 Karten umfaßt. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts war das Tarockspiel in der ganzen Schweiz verbreitet, vor allem auch in Freiburg; heute wird es volkstümlich nur noch in der rätoromanischen Surselva und seltener im Wallis gespielt[1].

Die Grenze zwischen dem «deutschen» und dem französischen Farbsystem in der Schweiz scheint seit mehreren hundert Jahren unverändert festzustehen (Abb. 3)[2]. Besonders interessant ist dabei, daß die Grenze der «französischen» Karten nichts mit der

[1] Carla DEPLAZES, *Troccas – Das Tarockspiel in Graubünden,* in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 83 (1987), S. 41–59.

[2] Der genaue Grenzverlauf ist seit den dreißiger Jahren bekannt: Paul GEIGER, Richard WEISS, *Erste Proben aus dem Atlas der schweizerischen Volkskunde,* in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 36 (1937/38), S. 240–250. Die klassische Darstellung findet sich in: Richard WEISS, *Die Brünig-Napf-Reuss-Linie als*

Sprachgrenze zu tun hat; sie fällt im wesentlichen noch heute mit der Ostgrenze des alten Staates Bern vor 1798 zusammen. Dieses auffällige Nachwirken der alteidgenössischen Territorialstruktur in der Volkskultur ist anhand der «Jaßkartengrenze» erstmals nachgewiesen und seither durch viele volkskundliche und dialektologische Grenzziehungen bestätigt worden. «Französische» Karten werden auch im Thurgau (unter dem Einfluß der deutschen Gebiete jenseits des Bodensees) und im Bündnerland verwendet.

Vom Farbsystem strikt zu unterscheiden ist das *Bild* der Karten, also die Darstellungsweise der Figuren. Kartenspieler haben beim Spiel zwar keine Zeit, die Blätter genau zu betrachten (kaum einer könnte die Herzdame auswendig beschreiben). Die Karten werden automatisiert gehandhabt, aber gerade deswegen ist es wichtig, daß das «im Unterbewußten» verankerte gewohnte Bild nicht allzusehr schwankt. Deshalb kann man die Herausbildung regionaler Kartenbilder (sog. Standardbilder) beobachten, die manchmal über Jahrhunderte fast gleichartig hergestellt worden sind[3]. Eine sehr alte Tradition besitzt das Bild mit dem Deutschschweizer Farbsystem, das sich seit etwa 1600 nur unwesentlich verändert hat (Abb. 2a, 4g)[4]. Dies ist weltweit auch das einzige Beispiel dafür, daß ein besonderes Bild mit einem besonderen Farbsystem zusammenfällt – wenigstens bei den gebräuchlichen Karten[5]. Der Grund dafür liegt natürlich in dem winzigen Verbreitungsgebiet dieses Farbsystems.

Verschiedenartiger gestaltet sind die Karten mit französischen Farben. Heute kennen wir in der Schweiz zwar nur noch zwei

*Kulturgrenze zwischen Ost- und Westschweiz auf volkskundlichen Karten,* in: Geographica Helvetica 2 (1947), S. 153–157, resp. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 58 (1962), S. 201–231. Eine punktgenaue Karte findet sich ferner in Richard WEISS, *Volkskunde der Schweiz,* Erlenbach–Zürich 1946, nach S. 224. Die definitive Auswertung erschien erst 1988 in der letzten Lieferung des Grundlagenwerks: Paul GEIGER, Richard WEISS et al. (Hg.), *Atlas der schweizerischen Volkskunde,* Basel 1950ff., Karten I/141a-e, Kommentar S. 1147ff.

[3] Eine Übersicht über fast alle Standardbilder der Welt bietet Sylvia MANN, *Alle Karten auf den Tisch - All Cards on the Table,* Marburg 1990.

[4] Grundlegend zu den Spielkartentypen der Schweiz und ihrer Geschichte: *Schweizer Spielkarten* [Ausstellungskatalog Kunstgewerbemuseum], Zürich 1978.

[5] Aber natürlich ist der Zusammenfall auch hier zufällig; so gibt es Künstlerkarten und sogar ein Pin-up-Spiel mit Deutschschweizer Farbsystem.

einschlägige Bilder: Das «gewöhnliche», mit dem man jaßt («Piquet», «französischer Jaß», Abb. 2b), und das im Tessin für andere Spiele gebräuchliche Mailänder Bild («Tresette», Abb. 2c, 4d)[6]. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts aber gab es in unserm Land – abgesehen vom Mailänder Bild – mindestens vier verschiedene volksläufige Standardbilder mit französischen Farben; der «französische Jaß», der sie später verdrängen sollte, war noch nicht dabei. Sie hatten alle ihre regionalen Schwerpunkte, aber keine scharf voneinander getrennten Gebiete; an vielen Orten wurden mehrere Bilder nebeneinander verwendet[7].

Ende des 18. Jahrhunderts war in Frankreich das *Pariser Bild (portrait de Paris)* allein herrschend geworden; Napoleon machte es in einer klassizistischen Form zum offiziellen Kartenbild des Staatsmonopols. Bei uns wurde das Pariser Bild fast nur in der Deutschschweiz verwendet, in Basel, Solothurn, teilweise in Bern und im Thurgau, und zwar in lokalen Nachahmungen vorrevolutionärer Vorbilder (Abb. 4a, b).

Die welsche Schweiz blieb Kartentypen treu, die zwar ebenfalls aus Frankreich stammten, dort aber längst ausgestorben waren. Von Genf bis in die Waadt hinein war das *Genfer Bild (portrait de Genève)* gebräuchlich, das sich an ein ehemaliges Regionalbild der benachbarten französischen Dauphiné anschließen läßt (Abb. 4c).

Viel beliebter war allerdings bis über 1850 hinaus ein außerordentlich dekoratives Bild, das zunächst aus Lyon, später aus Dijon importiert worden war[8], seit der Mitte des 18. Jahrhunderts

[6] Die Hersteller pflegen weniger die verschiedenen Bilder zu bezeichnen als regionaltypische Spiele, die mit einem bestimmten Kartentyp vor allem gespielt werden oder wurden; so trägt der «französische Jaß» noch immer die Aufschrift «Piquet» – obwohl dieses Spiel (das mit 32 Karten gespielt würde) praktisch ausgestorben ist. Die in der Regel 40 Karten des Mailänder Bilds tragen auf der Packung die Spielbezeichnung «Tresette», sie werden aber auch für andere Spiele (wie Scopa und Briscola) verwendet.

[7] Die regionale Verbreitung der alten Standardbilder mit französischen Farben ist in den Einzelheiten noch unerforscht. Besonders undurchsichtig sind die Verhältnisse im Kanton Waadt, der die Spielkartenproduktion zu Anfang des 19. Jh. einem Monopol unterstellte, ohne sie dann allerdings wirklich an die Hand zu nehmen.

[8] Anläßlich einer Inspektion durch den Steuerpächter im Jahre 1745 bei den Dijoner Kartenmachern wies Pierre Madenies Witwe Druckstöcke für Spiele «pour la Suisse et l'Allemagne» vor, und Charles Madenie «deux moules de

aber in großen Mengen in Freiburg hergestellt wurde. Deshalb pflegt man heute die Schweizer Version dieses Typs als *Freiburger Bild (portrait de Fribourg)* zu bezeichnen, obwohl sie nicht in Freiburg erfunden worden war und auch von Machern in Bern, im Solothurnischen und sogar im Schaffhausischen hergestellt wurde (Abb. 4e).

Der Vorfahr des Freiburger Bildes war um 1500 in Lyon entstanden und wurde dort bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts hergestellt und in andere Provinzen Frankreichs wie ins Ausland exportiert (Abb. 4h)[9]. Ende des 17. Jahrhunderts wurde eine Abwandlung dieses Bildes im Burgund zum landesüblichen Typ[10]; daneben produzierten die burgundischen Kartenmacher das alte Lyoner Exportbild unter der Bezeichnung *quinot*[11] unverändert weiter – nunmehr ausschließlich für den Export ins Ausland, vor allem eben nach der Schweiz[12]. Um den Unterschied zu den für Frankreich bestimmten Karten zu unterstreichen, verzierten sie die Asse ihrer Exportspiele mit Pflanzenkränzen, überhöht von einer Krone[13]. Der Brauch der umkränzten Asse wurde von

cartes à l'usage des Suisses appelées *quinot* [...], trois moules de portrait de Suisse [Deutschschweizer Farben?]»: Henry René D'ALLEMAGNE, *Les cartes à jouer du quatorzième au vingtième siècle,* Paris 1906 (Reprint Sala Bolognese 1975), Bd. 2, S. 200, 203. – In Schweizer Museen finden sich tatsächlich Spiele von Pierre Madenie (aktiv 1710–1740) mit dem Lyoner Exportbild, vgl. *Schweizer Spielkarten* (wie Anm. 4), Nrn. 77, 78.

[9] Sylvia MANN (wie Anm. 3) skizziert S. 121 die Geschichte dieses Bildes, das sie «Lyon I» nennt; unter Nr. 159 bildet sie ein Exemplar aus dem 17. Jh. ab (vgl. auch Abb. 4h).

[10] Eine Abb. des offiziellen burgundischen Bildes des 18. Jh. bei D'ALLEMAGNE (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 113.

[11] Vgl. Anm. 8. Die Spielbezeichnung *quinot(z)* taucht schon 1608 in Lyon für ein Exportbild auf, vermutlich eben für «Lyon I» (D'ALLEMAGNE, wie Anm. 8, Bd. 2, S. 251). – Das frz. Wort ist als Spielkarten-Ausdruck sonst nicht belegt und nicht etymologisiert; als Grundlagen kommen in Frage lat. QUINI 'je fünf' (vgl. frz. *quine* 'doppelte Fünf im Würfelspiel; Lotterieterminus') oder (wahrscheinlicher) CUNNUS 'weibliche Scham' (frz. *con* und viele dialektale Entsprechungen für die weibl. oder männl. Geschlechtsorgane, evtl. Anspielung auf die Waffe des Kreuz-Buben im alten Lyoner Exportbild).

[12] Eine Abb. des «burgundischen Exportbildes» (=«Lyon I») bei D'ALLEMAGNE (wie Anm. 8), Bd. 2, S. 201.

[13] Bei der Inspektion von 1745 gab Charles Madenie auch «deux moules d'asses étrangères couronnées» an (D'ALLEMAGNE, wie Anm. 8, Bd. 2, S. 203).

den Schweizer Herstellern später auch auf die andern Standardbilder übertragen, gelegentlich sogar auf das Pariser Bild[14].

Auch im Fürstentum Neuenburg gab es seit Ende des 18. Jahrhunderts rührige Kartenmacher. Sie stellten das erfolgreiche Lyoner/Freiburger Bild ebenfalls her, entwarfen aber bald eine deutlich eigenständige, leicht «modernisierte», aber ärmlichere Variante, die man als *Neuenburger Bild (portrait de Neuchâtel)* bezeichnet (Abb. 4f).

Die alten Kartentypen bildeten die Mitglieder des Hofstaats als ganze Personen ab – es handelte sich um sogenannte «Einfachbilder». Bereits zu Ende des 18. Jahrhunderts waren aber, zuerst wohl in Belgien, die doppelköpfigen Bilder aufgekommen, die zwar gewisse ästhetische Probleme stellten, dafür aber schnelleres Spielen erlaubten. Schon im 18. Jahrhundert gebrauchten die Schweden ausschließlich doppelfigurige Karten, die sich bis Mitte des 19. Jahrhunderts fast überall durchgesetzt hatten, wo man mit französischfarbigen Karten spielte. In der Schweiz dagegen (und übrigens auch in den USA) scheint die Neuerung eher zögerlich aufgenommen worden zu sein; frühe Versuche mit einem doppelköpfigen Genfer Bild blieben erfolglos. Immerhin wurde bei uns in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine vorher wie nachher nie gesehene Vielfalt verschiedener einfacher wie doppelter Kartenbilder nebeneinander gebraucht, sehr traditionelle neben sehr «modernen» Gestaltungen. Vom Genfer wie vom Neuenburger Bild setzten sich gegen Ende des Jahrhunderts doppelköpfige Versionen durch; beide wurden bis zum Zweiten Weltkrieg verkauft. Daneben erfreuten sich immer mehr aus Deutschland importierte Bilder der Spielergunst, Bilder, die sich zwar entfernt auf das Pariser Vorbild stützten, aber dessen nunmehrige klassizistische Steifheit durch opulente Gewänder im Stile der Gründerzeit ersetzten. In diese moderne «deutsche» Bildtradition läßt sich der heutige «französische Jaß» einordnen, der um 1860 in der Schweiz auftaucht (Abb. 10) und seit 1900 in der etwas mediokren Schaffhauser Variante sämtliche andern Westschweizer Bilder aus dem volkstümlichen Gebrauch verdrängt hat. Dieser «Siegeszug» scheint mit der blitzartigen Erobe-

[14] Vgl. z.B. *Schweizer Spielkarten* (wie Anm. 4), Nr. 100a (Pariser Bild von Bernhard Schaer, Mümliswil).

rung der Romandie durch den Jaß in der Zeit des Ersten Weltkriegs zusammenzuhängen[15].

Von allen untergegangenen volkstümlichen Kartenbildern der Schweiz war das Freiburger Bild das attraktivste – eines der schönsten Spielkartenbilder überhaupt. Sein Verschwinden ist deshalb vom Standpunkt der Volkskultur aus bedauerlich. Der Verlust kann in etwa abgeschätzt werden, wenn man das Bild betrachtet, das heute noch in Wien verwendet wird. Auch es ist ein Abkömmling des Lyoner Exportbildes, ein naher Verwandter also des alten Freiburger Bildes. Noch nach der Umgestaltung zum Doppelbild und selbst in der Überformung durch den Geschmack des 19. Jahrhunderts profitiert das Wiener Bild von der dekorativen Potenz des alten Musters (Abb. 4i).

## *Freiburg als Zentrum der Spielkartenfabrikation*

Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus wurden Spielkarten in Handwerksbetrieben hergestellt, nach Verfahren, die sich seit dem 15. Jahrhundert im wesentlichen gleich geblieben waren[16]. In vielen größeren und kleineren Städten gab es einen Spielkartenmacher *(cartier),* der die für den lokalen Gebrauch benötigten Karten herstellte. Um ein ausreichendes Einkommen zu erzielen, war man aber schon früh auf den Export angewiesen. Auch in der Schweiz bildeten sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts einige wenige Zentren mit einer umfänglicheren Produktion heraus. Dazu gehörte die Gegend von Mümliswil (SO) mit den Fabrikanten Schär und Jäggi, Genf mit der Familie Gassmann, Lausanne mit den Vachet, Neuenburg mit den Rochias und Freiburg mit der Familie Burdel. Die Spielkartenherstellung im Raume Schaffhausen war damals noch eher unbedeutend,

[15] Zum Vordringen des Jaß: *Atlas der schweizerischen Volkskunde* (wie Anm. 2), Karten I, 141d, e, Kommentar S. 1168ff.

[16] Ausgezeichnete Beschreibungen der traditionellen Verfahren finden sich bei: Jean-Pierre SEGUIN, *Cinq siècles de cartes à jouer en France,* Paris 1963, S. 13ff. – Jean-Pierre SEGUIN, *Le jeu de carte,* Paris 1968, S. 179ff. – Thierry DEPAULIS, *Les cartes à jouer au portrait de Paris avant 1701,* Paris 1991, S. 28ff.

ebenso war die Innerschweiz eifriger im Kartenspielen als im Kartenmachen[17].

1749 ließ sich der *cartier* Claude Burdel (1727–1799) aus Anse bei Lyon in Freiburg nieder; er wurde der Stammvater einer Dynastie, die Freiburg für gut hundert Jahre zu einem der wichtigsten Zentren der Schweizer Spielkartenproduktion machte[18]. Der Erfolg der Burdel beruhte nicht zuletzt darauf, daß sie nun das bei den Schweizern so beliebte Lyoner Exportbild im Lande selbst herstellten. Um 1800 wies die Burdelsche Werkstatt sogar die höchsten Produktionsziffern der Schweiz aus. Für jene Jahre der Helvetischen Republik sind wir über die Produktionsmengen der verschiedenen Zentren einigermaßen informiert, da der neue Staat die Spielkartensteuer eingeführt und pedantisch darüber Buch geführt hat[19]. Daraus geht hervor, daß in den Jahren 1801–1803 in Freiburg 51 750 französischfarbige Spiele abgestempelt wurden, in Solothurn 34 270; der Kanton Léman brachte es auf 29 781. Daneben ließ Burdel nicht weniger als 2001 der teuren Tarocke stempeln, die Solothurner bloß 484. Im Gegenzug legten die Freiburger nur gerade 18 Spiele mit Deutschschweizer Farben zum Stempeln vor. Hier haben die Solothurner mit 9724 Spielen den Markt beherrscht.

Während die Solothurner Produktion von verschiedenen Fabrikanten bestritten wurde, verstanden es die Burdel, ihre erfolgreiche Kartenmacherei in jeder Generation in einem einzigen Familienbetrieb zu konzentrieren. Die Freiburger *cartiers* brachten es deshalb zu Wohlstand und Ansehen. Der letzte der Dynastie, Jean-Jacques Burdel (1784–1862), beschäftigte 1844 vier Arbeiter. Er versah mehrere öffentliche Ämter und wurde zu den *bourgeois aisés de Fribourg*[20] gezählt; als solcher konnte er öfter als

[17] Vgl. die Übersicht über die Schweizer Spielkartenmacher in: *Schweizer Spielkarten* (wie Anm. 4), S. 219–226.

[18] Zur Geschichte der Familie Burdel grundlegend: Balz EBERHARD, *Les cartiers fribourgeois,* Fribourg 1987.

[19] Balz EBERHARD, *Spielkarten und Spielkartensteuer in der Helvetischen Republik 1798–1803,* in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 30 (1973), S. 169–184. Die Zahl der abgestempelten Spiele: Tabelle S. 180.

[20] Jean-Pierre HENRY, *Jean-Pierre et les promesses du monde – Souvenirs d'un enfant de Meyrin (Genève) 1814 à 1835,* texte établi et préfacé par Roland RUFFIEUX, Lausanne 1978, S. 157. – Henri schildert das Leben im Freiburg der 1830er

Geldgeber auftreten[21]. Für eine Familie dieser wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Position wurde der Handwerkerstand bald zu eng. Wenn eine Industrialisierung des Betriebs nicht möglich war, suchten die Nachkommen außerhalb der «geschlossenen Welt»[22] des Handwerks ein Fortkommen, das dem erworbenen Status besser entsprach. Zwei Kinder überlebten Jean-Jacques Burdel (der Sohn nur um zwei Tage), und für beide trifft das Modell zu: Der Sohn war Jesuit gewesen – schon dies ein Zeichen, daß man zu den *principales familles du pays*[23] gehörte; die Tochter als letzte Erbin war mit einem angesehenen Notar verheiratet.

Aus der Mitte des 19. Jahrhunderts sind Karten eines andern Freiburger Fabrikanten erhalten[24], von dem man allgemein annahm, er habe Burdels verwaistes Geschäft übernommen, ohne bisher allerdings mehr von ihm zu kennen als den Namen: Alphonse Favre (Abb. 1, 6, 7, 11, 12)[25]. Die im folgenden zu skizzierende Geschichte Favres und seiner Familie ist wie jene der Burdels die Geschichte eines sozialen Aufstiegs in einer kleinen handwerklich-bürgerlichen Stadt des 19. Jahrhunderts und gewinnt dadurch ein gewisses Interesse über die Kartenmacherei hinaus. Gleichzeitig aber ist sie die Geschichte des Niedergangs eines traditionsreichen Gewerbes. Die handwerkliche Herstellung von Massengütern, zu denen die Spielkarten zählen, gehörte

Jahre; die Familie des Kartenmachers wird erwähnt als Beispiel für die Politik der Jesuiten, den einflußreichen Bürgern Studenten ihres Gymnasiums als Hauslehrer zur Verfügung zu stellen, die dann auch versuchen sollten, einen der Söhne für den Orden zu gewinnen.

[21] So finanzierte Burdel 1829 durch ein Darlehen von 500 Franken fast einen Drittel der Baukosten der neuen Kaplanei in Alterswil (Pfarrarchiv Alterswil; freundlicher Hinweis von Charles Folly).

[22] François WALTER, *Le développement industriel de la ville de Fribourg entre 1847 et 1880,* Fribourg 1974 (Etudes et recherches d'histoire contemporaine, Sér. mém. de lic. 26), S. 48. Vgl. unten, Anm. 83.

[23] HENRY (wie Anm. 20).

[24] Abbildungen finden sich etwa im Ausstellungskatalog *Schweizer Spielkarten* (wie Anm. 4), Nr. 87 (ein Spiel mit Freiburger Bild) und Nr. 174c (der zugehörige Umschlag); die Ausstellung in Freiburg 1987 zeigte zusätzlich ein *Tarot de Marseille:* Balz EBERHARD, *Les cartiers fribourgeois - catalogue,* Fribourg 1987, No. 7. – Vgl. Anm. 93.

[25] EBERHARD (wie Anm. 18) verweist S. 6 auf einen Eintrag im Freiburger Bürgerbuch, demzufolge ein gewisser Alphonse Favre am 15. April 1866 das Bürgerrecht der Stadt erworben habe, doch war ihm noch nicht klar, ob es sich beim Neubürger um den Kartenmacher gehandelt habe. Die Spur war richtig.

nach 1860 endgültig der Vergangenheit an. Trotz ihrer einstmals führenden Stellung ist den Freiburger Kartenmachern der Sprung ins industrielle Zeitalter nicht geglückt.

### *Jean-Adolphe Favre, dit Alphonse*

Am 9. Februar 1826 gebar die ledige Marguerite Vuchard (sic) in Villarepos einen Sohn; als Vater bekannte sich Antoine Favre aus Estavayer-le-Lac; er bezahlte die Buße von Fr. 50.–, die auf unehelicher Schwängerung stand, und beglich auch die Buße von Fr. 25.– für die Mutter[26]. Das Kind wurde auf den Namen Jean-Adolphe getauft; später wurde es – aus welchen Gründen immer – Alphonse gerufen. Jean-Adolphe, genannt Alphonse, Favre war es bestimmt, die Geschichte der Freiburger Kartenmacherei um einige wenige Jahre zu verlängern.

Über die Eltern und die Jugend Jean-Adolphes ließ sich bisher kaum etwas ausfindig machen. Der Vater war 1855 noch am Leben; damals stand er dem ältesten Sohne des Kartenmachers Pate[27]. Zwar wird schon in einer Urkunde des Notars F.X. Folly vom 6. Dezember 1850 ein «Antoine Favre d'Estavayer-le-Lac, propriétaire, domicilié à Fribourg» erwähnt[28], der aber in den Volkszählungsunterlagen vom 18. März 1850 nicht aufscheint; ob es sich um Alphonses Vater handelt, ist unklar. Dagegen dürfte jener Antoninus Favre aus Estavayer-le-Lac, der am 15. Juli 1859 in Freiburg im Alter von 76 Jahren starb[29], nach der charakteristischen Namensform zu schließen, der Vater Alphonses gewesen sein. Auskünfte über seinen Beruf fehlen.

Von der Mutter hören wir wieder, als sie am 5. August 1854 ihren Sohn «Jean-Adolphe, dit Alphonse [...]» zum Universalerben einsetzt. In der Urkunde des Notars Jean-Jacques Blanc tritt

[26] AEF TdP IIa 4: Préfecture de Fribourg, protocole des naissances illégitimes No 5, S. 14.

[27] AEF II a 13 Pfarrei St. Niklaus, Registre des naissances 1853–1861, S. 119.

[28] AEF RN 3474, S. 229.

[29] AEF II d 7 Pfarrei St. Niklaus, Registre des décès 1851–1862, S. 144.

sie immer noch unter ihrem Mädchennamen auf[30]; auch von ihr wird gesagt, sie habe damals in Freiburg gewohnt, doch wie bei Antoine läßt sich dies durch die Volkszählungsprotokolle von 1850 nicht bestätigen. Am 5. Januar 1860 starb in Freiburg eine Marguerite Wuichard (sic) im Alter von 58 Jahren[31]. Die Verstorbene war höchstwahrscheinlich die Mutter von Alphonse; wenn man ihr Alter mit jenem Antoine Favres vergleicht, dann fällt der große Altersunterschied in die Augen. Es ist zu vermuten, daß Antoine bereits verheiratet war, als er mit Marguerite seinen unehelichen Sohn Alphonse zeugte. Dies würde erklären, warum er dem Kind seinen Namen gab, ohne aber die Mutter zu heiraten.

Uneheliche Geburt war damals, wie das *Protocole des naissances illégitimes* zeigt, nicht selten; dennoch bedeutete sie einen Start ins Leben, der nicht allzu vielversprechend war. In diesem Falle scheint der Vater allerdings seine Beziehungen zum Sohne aufrechterhalten zu haben[32]. Obwohl die Zeugnisse nicht ganz schlüssig sind, spricht einiges dafür, daß Alphonse in Freiburg aufwuchs. Über seine Berufsausbildung aber wissen wir nichts.

Die Volkszählung von 1850 weist den jungen Favre als einzigen der Familie in Freiburg nach[33]. Der damals noch Unverheiratete nannte sich bereits Alphonse, er wohnte an der Romontgasse im Hause Nr. 76, das damals dem Notar und Richter Joseph Tissot gehörte. Die Rubrik «Beruf» hat der Hauswirt leider unausgefüllt gelassen. Der kleine Sohn des Hauseigentümers, Victor (*1845)[34], sollte später in Frankreich als Erfolgsautor ein großes Vermögen erwerben, das er samt seinen ausgedehnten volkskundlichen Sammlungen der Stadt Bulle hinterließ; damit wurde er zum Stifter des *Musée Gruérien*.

[30] AEF RN 3563, S. 187.

[31] AEF II d 7 Pfarrei St. Niklaus, Registre des décès 1851–1862, S. 157.

[32] Auch mit seiner Mutter dürfte Favre in Verbindung geblieben sein. Sie scheint als Patin seines vierten Kindes vorgesehen gewesen zu sein, muß aber bei dessen Geburt im Dezember 1859 bereits schwer erkrankt gewesen sein. Ihre Schwester Maria übernahm die Patenschaft, Marguerite starb wenige Tage nach der Taufe (AEF II a 13 Pfarrei St. Niklaus, Registre des naissances 1853–1861, S. 349).

[33] Volkszählung vom 18. März 1850, AEF DI.IIa.51, S. 211.

[34] Das Volkszählungsprotokoll gibt allerdings 1844 als Geburtsjahr, doch sind solche Versehen in dieser Quelle nicht selten.

In den gleichen Volkszählungsprotokollen bezeichnet sich der alte Jean-Jacques Burdel, Lausannegasse No. 176, noch als *cartier*[35].

Die nächsten Nachrichten über Alphonse Favre hängen mit seiner Eheschließung mit Pauline-Louise Dupasquier (* 1834 in Romont, † 1904 in Freiburg) zusammen. Zugunsten des jungen Paars wird am 5. August 1854, zwei Tage vor der Hochzeit[36], durch den Notar Jean-Jacques Blanc die schon erwähnte Schenkungsurkunde ausgestellt, in der Marguerite Vuichard ihren Sohn «Jean-Adolphe, dit Alphonse [...]» zum Universalerben einsetzt. Gleichzeitig schenkt der Brautvater seiner Tochter «deux billets de banque fribourgeoise, de cinq cents francs chaque, et un bon [...] de trois mille francs, payables par fractions dans l'espace de deux ans dès aujourd'hui»[37]. Die Urkunde ist das erste Dokument, in dem Alphonse Favre als «cartier» bezeugt ist, und sie nennt auch seinen damaligen Wohnort: «maison 118, rue de Lausanne»[38].

Favre heiratete in eine bessere Familie ein, war doch der Schwiegervater Charles Dupasquier (1802–1897) immerhin Notar von Beruf und Präsident des Untergerichts des Saanebezirks[39]. Die gute Verbindung könnte darauf deuten, daß auch Favres Vater nicht ganz mittellos, vielleicht eben doch ein *propriétaire,* war.

Als Trauzeugen wirkten der aus Straßburg stammende Coiffeur Ludwig Winling (*1820)[40] und der Possamentierer Johann Rauss (*1827)[41], der schon die genannte Schenkungsurkunde als Zeuge

[35] Volkszählung vom 18. März 1850, AEF DI.IIa.51, S. 193. – Die Nr. 176 erscheint 1860 als Nr. 67, mit großer Wahrscheinlichkeit heute Lausannegasse 14. – 1860 bezeichnet sich Burdel als ancien *cartier,* Volkszählung vom 10.12.1860, AEF DI.IIa.68, bull. 156.

[36] 7. August 1854, AEF, Ehebuch Pfarrei St. Niklaus 1842–1859.

[37] AEF RN 3563, S. 187.

[38] Laut Volkszählung 1850 gab es 118 A und B. Nr. 118 A gehörte einem Goldschmied Sandoz, B einem Kaufmann Fragnière. Das Doppelhaus war von sehr vielen Menschen bewohnt. – Die Hausnummern wurden seither mehrmals geändert. Nr. 118 A und B erscheinen 1860 als Nr. 17 zusammengefaßt, heute mit größter Wahrscheinlichkeit Lausannegasse 80 (Fust-Filiale). Um in diesen Dingen letzte Sicherheit zu gewinnen, wären umfangreichere Nachforschungen nötig, als sie sich für unsere Zwecke lohnen.

[39] Laut Schenkungsurkunde (Anm. 37).

[40] Volkszählung vom 18. März 1850, AEF DI.IIa.51, S. 181.

[41] Volkszählung vom 18. März 1850, AEF DI.IIa.51, S. 182.

unterzeichnet hatte. Sowohl Rauss wie Winling wohnten in unmittelbarer Nachbarschaft des Hauses Lausannegasse 118: Rauss in Nr. 121[42], Coiffeur Winling in Nr. 119 B[43], das einem Kammacher gehörte. Insbesondere mit Winling und seiner Familie verbanden Favre enge Freundschaftsbande, die über Trauzeugen- und Patenschaften aktenkundig werden[44]. Favre zeigt sich durch diese Bindungen im Milieu des städtischen Handwerks verankert, in der Schicht, die das damalige Wirtschaftsleben der Stadt trug: «Avant 1870, la ville de Fribourg avec ses 10 000 habitants, reste donc essentiellement artisanale. Aucune industrie importante n'y prospère»[45]. «Fribourg apparaît avant tout comme une ville de petites activités desservant un marché local»[46].

Im Juli 1855 wird dem Paar Favre-Dupasquier der erste Sohn geboren; die Geburtsanzeige in der Lokalzeitung *L'Indicateur* könnte nicht expliziter sein, sie verdient deshalb volles Zitat: «Naissances en 1855: [...] Favre, Charles-Antoine, fils du cartier Jean-Adolphe, dit Alphonse Favre, allié Dupasquier [sic], d'Estavayer-le-Lac, né le 3 juillet»[47].

Patin des ältesten Favre-Sohns war eine «Henrica Maudilény ex Lunéville in Gallia»[48]. Die etwas ungewöhnliche Herkunft der Patin könnte vielleicht einen vagen Hinweis darauf geben, wo Favre seinen Beruf erlernt hatte. In Lunéville (in der Nähe von

[42] In Nr. 121 wohnten 1850 außer dem Possamentierer Jean Philippe Rauss Vater und seiner zahlreichen Familie mehrere Personen zur Miete, deren Namen an eine Verbindung mit Favre denken lassen: Zunächst natürlich ein Joseph Favre, *1834, *étudiant;* dann ein Nicolas Dupasquier, *1835, ebenfalls *étudiant*. Diesen denkbaren Zusammenhängen bin ich nicht weiter nachgegangen. – Haus 121 erscheint 1860 als Nr. 20 (Volkszählung vom 10.12.1860, AEF DI.IIa.68, bull. 51), heute vermutlich Lausannegasse 76 (Hotel Falken).

[43] Nr. 119B ist 1860 Nr. 18 (Volkszählung vom 10.12.1860, AEF DI.IIa.68, bull. 44–47), heute vielleicht Lausannegasse 78. 1860 wohnte der Coiffeur Winling Steinbrückgasse 16 (Volkszählung vom 10.12.1860, AEF DI.IIa.68, bull. 22, 23).

[44] Mitglieder der Familie wirkten mehrmals als Paten: AEF II a 13 Pfarrei St. Niklaus, Registre des naissances 1853–1861, S. 254; AEF II a 16 Pfarrei St. Niklaus, Registre des naissances 1861–1866, S. 91; 305; 311; AEF II a 17 Pfarrei St. Niklaus, Registre des naissances 1866–1874, S. 311.

[45] WALTER (wie Anm. 22), S. 77.

[46] WALTER (wie Anm. 22), S. 13.

[47] *L'Indicateur,* Feuille d'annonces, économique et politique 2 (1855), No. 54, S. 1.

[48] AEF II a 13 Pfarrei St. Niklaus, Registre des naissances 1853–1861, S. 119.

Nancy, Département Meurthe et Moselle) bestand nämlich damals eine recht bedeutende Spielkartenfabrikation; ihre Geschichte ist für das 19. Jahrhundert allerdings nicht aufgearbeitet[49]. Aus ungefähr der gleichen geographischen Region kam übrigens ja auch die befreundete Straßburger Familie Winling, und in Straßburg wurden im 19. Jahrhundert ebenfalls Spielkarten hergestellt[50]. Endlich stammte Winlings Frau, eine geborene Flury, aus Balsthal – einem weitern Kartenmacherort...[51]. Aber all dies muß sehr luftige Vermutung bleiben.

Eines steht dagegen fest: Spätestens 1854 war Favre *cartier*. Die genaue Prüfung seiner Karten ergibt, daß die Druckstöcke mit Sicherheit von Burdel stammen[52]. Das bedeutet durchaus nicht, daß Favre den Betrieb von Jean-Jacques Burdel «offiziell» übernommen haben muß; das Geschäft kann sich durchaus auf einige Druckstöcke beschränkt haben, wobei Favre nicht einmal den gesamten Bestand Burdels erworben zu haben scheint, da er im Gegensatz zum «Vorgänger» bloß zwei Kartentypen hergestellt hat. Auch die Durchsicht der zahlreichen Freiburger Notariatsregister für den Zeitraum von 1850 bis über die Mitte der fünfziger Jahre hinaus hat keinen Hinweis auf eine formelle Geschäftsübergabe zutage gefördert[53], und die Zeitungen scheinen ebenfalls keine entsprechende Nachricht zu überliefern. Es ist nicht anzunehmen, daß Burdel auch nur einzelne seiner Druckstöcke an einen Freiburger Konkurrenten verkaufte, solange er noch selber im Geschäft zu bleiben beabsichtigte. Dagegen könnte es durchaus sein, daß der alte Meister 1851, mit dem Inkrafttreten des neuen, schärferen Stempelgesetzes auf den

[49] Maurice Noël, *La fin de l'industrie cartière lunévilloise au XVIII^e siècle,* in: Annales de l'Est 18 (1966), S. 233–253.

[50] Thierry Depaulis, *Maîtres cartiers strasbourgeois,* Paris 1989. Im 19. Jh. war die Straßburger Produktion gegenüber frühern Zeiten allerdings nur noch sehr bescheiden.

[51] *Schweizer Spielkarten* (wie Anm. 4), S. 221ff.; vgl. Abb. 4a.

[52] S. unten, S. 204ff.

[53] Durchgesehen wurden die Register der Notare J. G. Comte, Ph. B. Roth, J. Hartmann, J. Stoecklin, J. Tissot, Ch. Dupasquier, L. Pittet, J. Pachoud, J. J. Blanc, J. A. Cuony, F. X. Folly, J. N. Buchs, J. Schorderet, F. Vuilleret, J. J. A. Monnerat, A. Pugin. – Dabei ist allerdings zu bedenken, daß die traditionellen Handwerksbetriebe infolge ihrer geringen Kapitalintensivität in der Regel ohne notariellen Akt an den Nachfolger übergeben wurden (freundlicher Hinweis von Hubert Foerster).

1. Oktober, die Lust am Spielkartengeschäft verlor[54]. So spricht alles dafür, daß Burdel seinen Betrieb kurz nach 1851 aufgab und einen Teil seiner Druckstöcke spätestens 1854 an den jungen Favre verkaufte.

Daß wir keine Hinweise auf eine «Geschäftsübergabe» finden können, ist also nicht verwunderlich. Dagegen ist es doch sehr auffällig, daß in keinem der zahlreichen Aktenstücke, die für diese Arbeit durchgesehen wurden, die Namen Favre und Burdel miteinander auch nur in entfernte Verbindung gebracht werden. Es ist anzunehmen, daß unterschiedliche politische und soziale Bindungen an diesem Un-Verhältnis zwischen den beiden Berufsgenossen die Schuld getragen haben.

Die Geburtsanzeige für den zweiten Sohn Favres, Charles-Henri, in der gleichen Lokalzeitung nennt den Vater 1857 nicht mehr einfach *cartier,* sondern *fabricant de cartes*[55] – wie auch die Umschläge von Favres Produkten von einer *Fabrique* sprechen (vgl. Abb. 11, 12). Damit dürfte aber kaum ein «Statuswechsel» verbunden gewesen sein; auch später wird er meist nur als *cartier* bezeichnet, und nie wird er *ouvrier cartier* oder ähnlich genannt. Das spricht doch dafür, daß die Bezeichnung *cartier* seit Beginn der Nennungen den selbständigen Kartenmacher meinte.

In den Brandkatastern[56] und im *Cadastre provisoire de la commune de Fribourg*[57], der 1855 begonnen wurde, tritt Favre nicht auf; das ist ein sicheres Zeichen dafür, daß er damals noch nicht Hausbesitzer war. Einem lächerlichen Zufall verdanken wir das Wissen, daß die Familie noch 1860 in der Lausannegasse wohnte. Eine *ordonnance de police*[58] schrieb vor, daß Hunde im Freien einen Maulkorb tragen mußten oder an der Leine zu führen waren. Am 30. Juni 1860 aber traf der Gendarm Monney Madame Favre, «femme du cartier demeurant à la rue de Lausanne avec son chien

[54] Das Gesetz erhöhte nicht nur den Steuersatz, sondern schaffte auch die steuerliche Begünstigung der im Kanton hergestellten Karten ab (Balz Eberhard, *L'impôt sur les cartes à jouer en Suisse – Le canton de Fribourg,* in: Cartophilia Helvetica, Bulletin 1/1994, S. 17).

[55] *L'Indicateur,* Feuille d'annonces, économique et politique 4 (1857), No. 6, S. 1.

[56] AEF Af 65 b.

[57] AEF RFc 105.1a.

[58] *L'Indicateur,* Feuille d'annonces, économique et politique 2 (1855), No 49, S. 2.

qui n'était ni attaché ni muselé»[59]. Ob die beantragte Buße eingezogen wurde, entzieht sich unserer Kenntnis, ebenso, ob die Familie noch immer im gleichen Hause wohnte, in dem 1854 die Schenkungsurkunde ausgestellt worden war. Wiederum gelingt es nicht, eine Verbindung zu Burdel herzustellen, der ja auch in der Lausannegasse seine Werkstatt gehabt hatte.

Hier ist ein kurzer Quellenkommentar am Platze. Nicht einmal 140 Jahre trennen uns von der Zeit, die uns interessiert, die Aktenberge der Archive türmen sich meterhoch – aber nur mühsam und unter vielen Zufälligkeiten sind ihnen ausreichend exakte Informationen über individuelle «gewöhnliche» Bürger zu entreißen. Die Patenschaften und Nachbarschaftsbeziehungen, die uns zu Vermutungen über die Eltern Favres und über seine Ausbildung Anlaß gaben, sind Beispiele für die vagen Hypothesen, auf die man beschränkt bleibt; die Hundegeschichte ist ein weiteres, etwas ausgefalleneres, aber in der Art durchaus nicht ungewöhnliches Beispiel für die Zufälligkeit der Information. Gleichzeitig ist diese Geschichte aber auch ein bißchen ärgerlich, weil man von den Akten der Präfektur eigentlich ganz spezifische Auskünfte über die berufliche Tätigkeit des Kartenmachers erwarten dürfte. Das Stempelgesetz von 1851[60] schreibt nämlich in § 11 vor, daß Spielkartenfabrikanten dem Präfekten schriftlich die Aufnahme des Geschäftes erklären müßten, worauf dieser, wiederum schriftlich, die Erklärung zu bestätigen hätte. § 12 der dazugehörigen Verordnung bestimmte ferner, daß die Fabrikanten dem Präfekten angeben müßten, wie viele Spielkarten sie zu produzieren gedächten, und daß der Präfekt über diese Erklärungen Buch zu führen habe. Diese Akten, die für uns von größter Bedeutung wären, scheinen nicht überliefert zu sein; die Geschichte vom freilaufenden Hund der Frau Favre ist für diese Lücke ein amüsanter, aber doch sehr schwacher Ersatz.

Und dieser Trost wäre uns um ein Haar auch noch vorenthalten worden. Am 30. August 1860 wurde im Amtsblatt die Stelle eines Gefängnismeisters *(geôlier)* am Zentralgefängnis im ehemaligen Augustinerkloster im Auquartier ausgeschrieben. Interessenten

[59] AEF PF I 129.

[60] *Bulletin officiel des lois, décrets, arrêtés et autres actes publics du gouvernement du canton de Fribourg* 26 (1851), S. 131ff.

hatten vierzehn Tage Zeit, um sich zu bewerben. Neun Männer bewarben sich, unter ihnen sogar ein ehemaliger Präfekt; drei Bewerber schlug die Justizdirektion vor, darunter Alphonse Favre, «fabricant de cartes à Fribourg», allerdings nicht an erster Stelle[61]. Dennoch wählte ihn der Staatsrat bereits in seiner Sitzung vom 25. September zum «geôlier de la prison centrale pour entrer en fonctions le premier Octobre prochain»[62].

Nur fünf Tage später also hatte Favre sein neues Amt anzutreten; dazu mußte er seinen Wohnsitz in das Augustinergefängnis verlegen. Anläßlich der Volkszählung vom 10. Dezember 1860 füllt schon Favre die Bögen für seinen «Haushalt» aus; als Beruf gibt er nun *geôlier* an. Das *Petit annuaire ou Almanach de poche du Canton de Fribourg* bezeichnet den *geôlier* nur in den Jahrgängen bis 1863 noch als *cartier*. Favre dürfte sein Geschäft aufgelöst haben und vermutlich seit 1863 nicht mehr im Kartengewerbe tätig gewesen sein.

### *Alphonse Favre, geôlier du district*

In der Stadt Freiburg gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts drei Strafanstalten:

- Das Zuchthaus, *maison de force,* war das kantonale Gefängnis für schwerere Vergehen. Es befand sich in den Gebäulichkeiten des ehemaligen «Schallenwerks», französisch auch *maison de force,* auf der Untern Matte.
- Die Korrektionsanstalt, *maison de correction,* war 1815 gegründet und 1820 in der ehemaligen Johanniterkomturei auf der Obern Matte, in unmittelbarer Nähe des Schallenwerks, untergebracht worden.
- Das Zentralgefängnis, *prison centrale,* war 1850 im zwei Jahre zuvor aufgehobenen Augustinerkloster eingerichtet worden; es

[61] AEF, Akten zum Staatsratsprotokoll vom 25.9.1860.

[62] AEF, Staatsratsprotokoll der Sitzung vom 25.9.1860. Das Datum der Sitzung ist falsch angegeben (22.9.) im *Feuille officielle du canton de Fribourg,* 4.10.1860 (Nr. 40), S. 5.

diente als Untersuchungsgefängnis für den Saanebezirk und gleichzeitig als Gefängnis für die zu kurzen Strafen verurteilten Straffälligen des ganzen Kantons.

Die Vermehrung der Strafanstalten spiegelt die Erneuerung des Strafvollzugs: Schon gegen Ende des Ancien Régime war 1789 die Separierung der Schwerverbrecher von jenen Häftlingen gefordert worden, die für weniger schwerwiegende Vergehen verurteilt worden waren. Erst in der Zeit der Restauration konnte diese Absicht verwirklicht werden. Durch die vollständige Neuorganisation der kantonalen Justiz und damit des Strafwesens nach der Gründung des Bundesstaates wurde das Zentralgefängnis als dritte Anstalt notwendig[63].

Die Anstaltsleiter bezogen vom Staat eine Tagesentschädigung für jeden Häftling, aus welcher Ernährung und Heizung bestritten werden mußten[64]. Sie stellten in eigener Regie einige Angestellte an; der Strafvollzug war als sozusagen halbprivat organisiert.

Die Vorsteher der verschiedenen Anstalten waren auch für die Beschäftigung der Häftlinge verantwortlich. Es ist deshalb nicht erstaunlich, daß für diese Aufgabe ein Handwerker wie Favre einem Altpräfekten vorgezogen wurde. Allerdings gibt es keinerlei Hinweise darauf, daß etwa im Zentralgefängnis Karten hergestellt worden wären. In seinem Volkszählungsbogen von 1860 führt Favre einschließlich seiner Familie und dreier Angestellter 25 Personen an, ohne die Häftlinge als solche zu bezeichnen. Ungefähr 15 Personen des großen «Haushalts» müssen aber Gefangene gewesen sein[65]. Nach Favres Einträgen handelte es sich um Frauen und Männer, die verschiedene Berufe ausübten und

[63] Vgl. Théodore Corboud, *Les maisons pénitentiaires du Canton de Fribourg et les réformes qu'il serait désirable d'y apporter,* Fribourg 1890. – Théodore Corboud, *Rapport historique et statistique sur les prisons et pénitenciers de Fribourg. Historischer und statistischer Bericht über die Gefängnisse und Strafanstalten Freiburgs,* Bern 1901.

[64] Kurz nach seinem Amtsantritt mußte Favre im Dezember 1860 um Erhöhung dieses Betrags bitten; der Präfekt berichtet an die Regierung: «M. Favre me répondit que pour chauffage etc., le prix pourrait rester le même [40 Rp. pro Ofen/Tag], mais que pour la nourriture des détenus il voudrait bien qu'on lui accorda une petite augmentation, attendu que les pommes de terre qui font la base des repas sont beaucoup plus chères que l'année dernière. [...] Il désirait ainsi 1.20 par détenu au lieu d'un franc quinze ct.» AEF PF I 226, S. 703.

[65] Am 31. Dez. 1860 saßen 15 Häftlinge im Augustiner-Gefängnis. AEF PF I 226, S. 727.

aus verschiedenen Kantonen, ja selbst aus dem Ausland stammten.

Auffällig ist, daß mit Alphonse Favre ein drittes Mal ein Kartenmacher mit einem wichtigen Amt im Strafvollzug des Kantons betraut wurde. Xavier Burdel war bereits vor 1799 zum *inspecteur de la maison de force* ernannt worden, also zum Beauftragten für das Schellenwerk, für das damals einzige Gefängnis der Stadt. Nachfolger bis in die dreißiger Jahre wurde sein Sohn Jean-Jacques[66]. Es könnte eine interessante Aufgabe sein, den eventuellen Zusammenhängen zwischen dem Beruf des Kartenmachers und den Aufgaben eines Gefängnisverwalters nachzugehen.

Nach dem Übertritt des selbständigen Handwerkers Favre in ein öffentliches Amt verbessert sich die Quellenlage wesentlich – zu spät für uns, die wir uns für den Handwerker interessieren. Allerdings ist auch das weitere Schicksal Favres vor dem Hintergrund der lokalen Sozialgeschichte nicht uninteressant.

### *Directeur de la Maison de Force*

Während die Burdels das Gefängnisinspektorat im Nebenamt führten, gab Alphonse Favre seinen angestammten Beruf zugunsten einer Karriere im Vollzugswesen auf. Als 1875 die Stelle des Zuchthausdirektors *(directeur de la maison de force)* ausgeschrieben wurde, bewarb er sich mit fünf andern Kandidaten. Sein Schwiegervater übernahm die geforderte Bürgschaft, Favre wurde vom Staatsrat in der Sitzung vom 28. Mai 1875 gewählt[67].

Favre hat das Amt nur sieben Jahre lang ausgeübt. Am 13. Januar 1882 gelang drei Gefangenen die Flucht aus dem Zuchthaus. «Le public a de la peine à s'expliquer cette triple évasion qui n'a été possible que par un manque complet de surveillance pendant

[66] EBERHARD (wie Anm. 18), S. 18f.

[67] AEF, Staatsratsprotokoll der Sitzung vom 28.5.1875; AEF, Akten zum Staatsratsprotokoll vom 28.5.1875; *Feuille officielle du canton de Fribourg,* 10.6.1875 (No. 23), S. 413.

plusieurs jours consécutifs», schrieb die *Liberté*[68]. Auch im Großen Rat wollten mehrere Mitglieder von vielen, schweren Mißständen, «dont tout le monde parle», gehört haben, der Rat verlangte in der Folge «à l'unanimité» eine Untersuchung über die Aufsicht in der Anstalt[69]. Das Ergebnis war für Favre schlimmer als erwartet; es wurde ihm nicht nur Vernachlässigung der Aufsichtspflichten vorgeworfen, sondern auch der Einsatz von Gefangenen und Wärtern im eigenen Privatinteresse; darüber hinaus wurden Klagen über schlechte Ernährung und übersetzte Preise für kleine Extras laut, die den Gefangenen vom Direktor verkauft wurden[70].

In seiner Sitzung vom 8. April 1882 forderte der Staatsrat den Direktor zur Demission auf. Die Polizeidirektion hielt Eile für geboten, damit die Ersetzung des Direktors zu Beginn der Maisession des Großen Rates «un fait accompli» sei. Nur so könne eine «discussion fort désagréable pour M. Favre» vermieden werden – natürlich wäre die Diskussion für die Polizeidirektion als Aufsichtsbehörde mindestens ebenso unangenehm geworden, falls alle Anschuldigungen der Wahrheit entsprochen hätten. Darum wohl hatte sich der Polizeidirektor Fournier (auch er aus Estavayer stammend), beim «Absetzungsbeschluß» der Stimme enthalten, ohne aber Favre Aufschub gewähren zu wollen[71].

Schon am 10. April 1882 nahm der Staatsrat von Favres Demission Kenntnis[72]. Dennoch blieb ihm die Verlesung einer Botschaft der Regierung vor dem Großen Rat nicht erspart. Dazu trug zum einen bei, daß wenige Tage nach dem Amtsantritt des neuen Direktors und vor der Mai-Session des Großen Rates wiederum vier Gefangenen die Flucht gelang: «Un grave événement [qui] vient attirer à nouveau l'attention publique sur le déplorable état dans lequel était tombée la maison de force sous l'ancienne direction»[73]. Vor dem Großen Rat wurde Favre die Hauptschuld an den Mißständen aufgebürdet: «La cause était dans les multi-

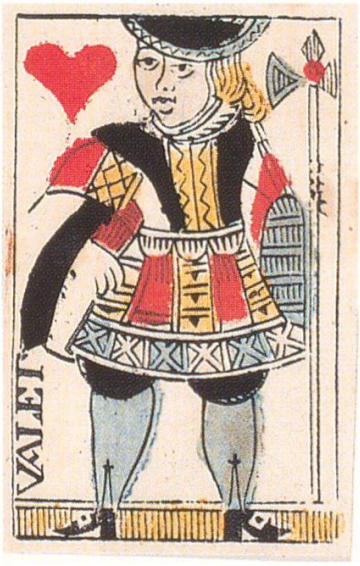
[68] *La Liberté,* 18.1.1882.
[69] *La Liberté,* 12.3.1882.
[70] AEF, Staatsratsprotokoll der Sitzung vom 8.4.1882; AEF, Akten zum Staatsratsprotokoll vom 8.4.1882.
[71] AEF, Akten zum Staatsratsprotokoll vom 10.4.1882.
[72] AEF, Staatsratsprotokoll der Sitzung vom 10.4.1882.
[73] *La Liberté,* 5.5.1882.

*Abb. 1:* Figurenkarten und Asse von Favres Spiel mit Freiburger Bild, um 1855.

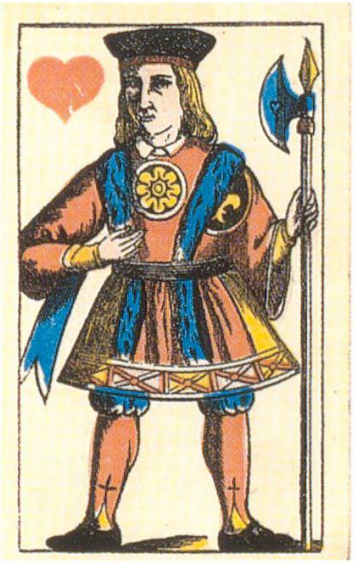
*Abb. 2:* Die heute in der Schweiz gebräuchlichen volkstümlichen Spielkarten: a) Schellen-Unter des Bildes mit Schweizer Farben; b) Herz-Bube des französischfarbigen Schweizerbildes; c) Herz-Bube des Mailänder Bildes. Alle Karten von Müller, Schaffhausen.

*Abb. 3:* Die Verbreitung des «deutschen» und «französischen» Farbsystems nach dem *Atlas der schweizerischen Volkskunde* (wie Anm. 2); hinzugefügt sind ungefähre Hinweise auf die regionalen Schwerpunkte der Bilder des 19. Jahrhunderts.

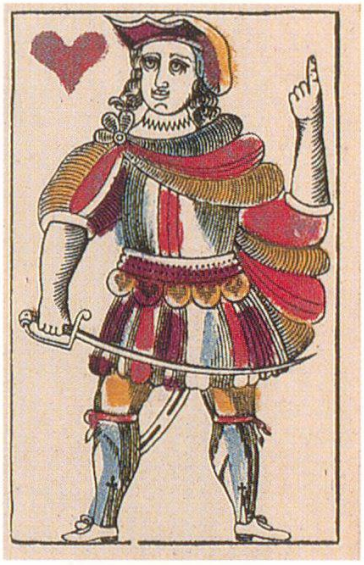
*Abb. 4:* Die um 1850 in der Schweiz gebräuchlichen Spielkarten mit Ausnahme der Tarocke: a) Pariser Bild in rustikalem und archaischem Stil, bevorzugt in der westlichen Schweiz (B. Schaer, Balsthal, um 1840); b) Pariser Bild in süddeutsch beeinflußtem Stil, bevorzugt in der östlichen Schweiz (J. Müller, Diessenhofen, um 1860); c) Genfer Bild (F. Gassmann, Genf, um 1830); d) Mailänder Bild (E. Dotti, Mailand, um 1880); e) Freiburger Bild (C. Burdel, Freiburg, um 1790); f) Neuenburger Bild (J. Rochias, Neuenburg, um 1820); g) Bild mit Schweizer Farben (Hurter, Schaffhausen, um 1860); h) Lyoner Exportbild des 17. Jh., der Vorfahr des Freiburger Bildes (Reprint Scolar Press, Menston, England); i) Wiener Bild, der letzte überlebende Verwandte des Freiburger Bildes (Piatnik, Wien, Gegenwart). Schablonenkolorierte Holzschnitte, außer b), d) schablonenkolorierte Lithographie; h), i) Offset.



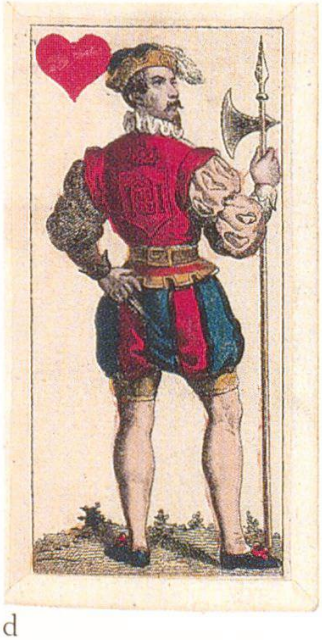

a



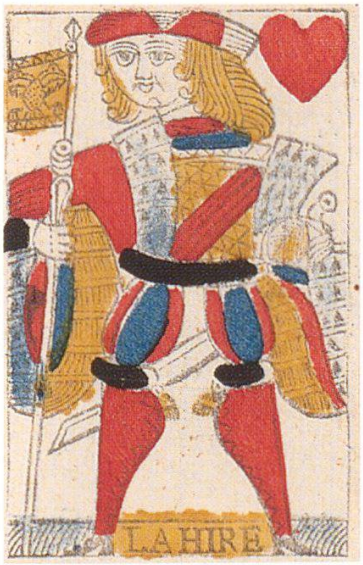
b



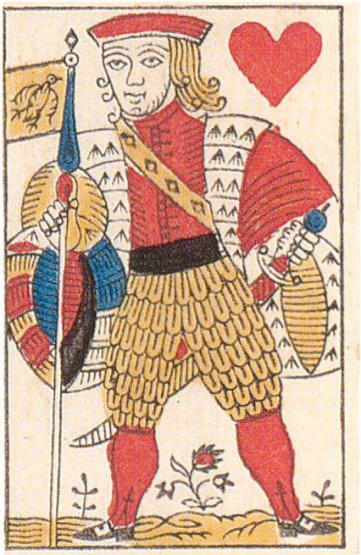
c



d



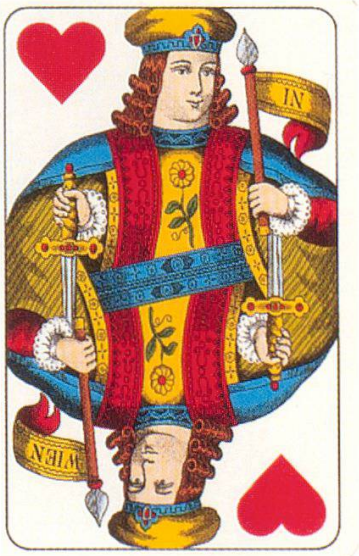

e



f

g

h



i

*Abb. 5:* Das Tarock Alphonse Favres: a)–d) Die Tarocke ohne Beschriftung, traditionell nur bei XIII (Tod); Favre entfernte die Namen auch bei II (Päpstin), V (Papst), XV (Teufel). – e), f) Zwei unterschiedliche Versionen des Schwerter-Buben (vgl. zum Beispiel die Gras-Schraffuren und die Strümpfe); es ist eine dritte Version bekannt. – g)–i) Drei unterschiedliche Versionen des Münzen-Buben; die Abbildungen e)–i) illustrieren gleichzeitig verschiedene Kolorierungen. (Abb. h): MAHF 9043). (Abb. f), i): MAHF 1958.9.

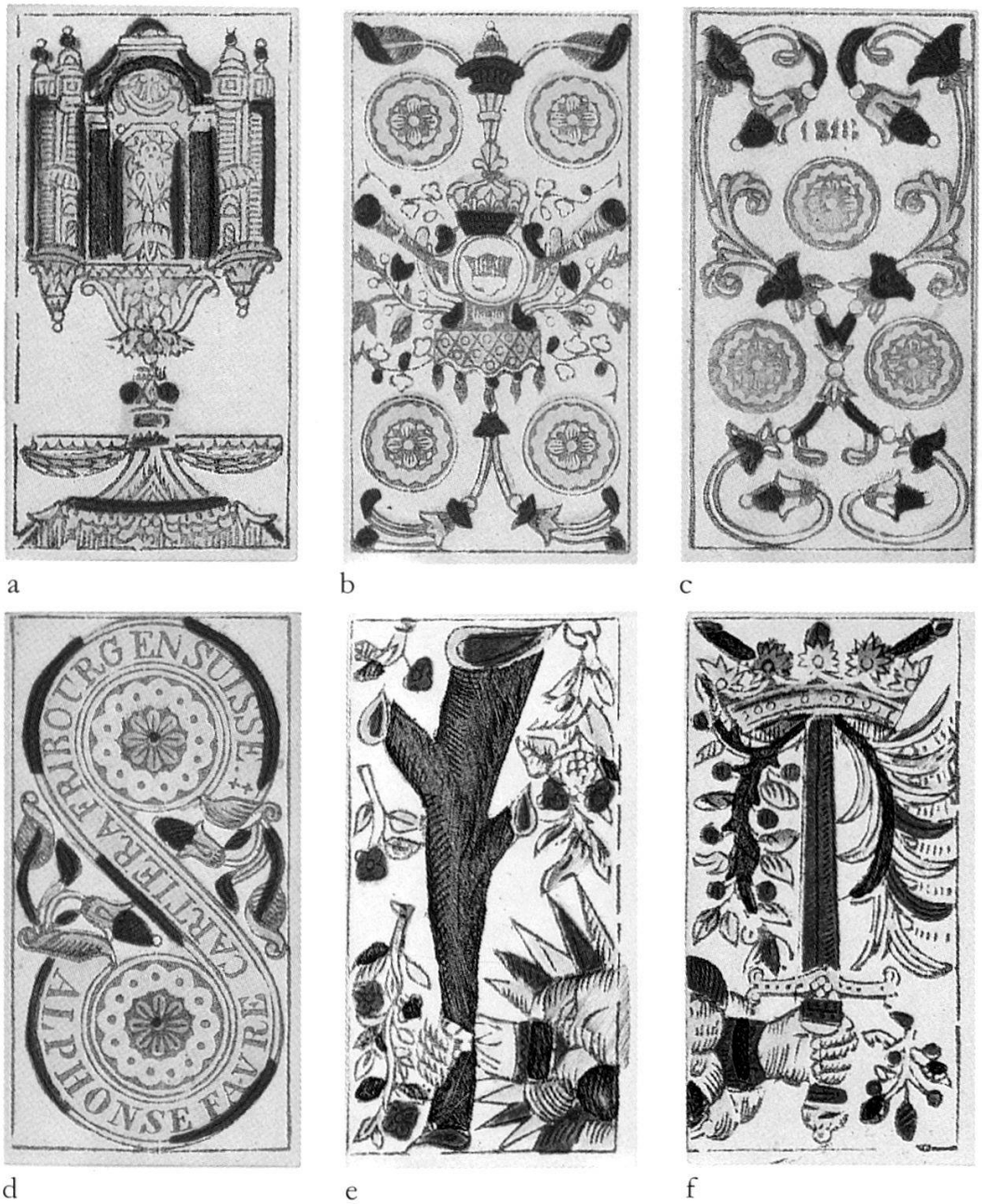



*Abb. 6:* Das Tarock Alphonse Favres: a) Becher-As mit der für Schweizer Tarocke typischen Monstranz-Form; b) Münzen-Vier mit Freiburger Wappen und der charakteristischen reichen Verzierung; c) Münzen-Drei mit der undeutlichen Jahreszahl; d) Münzen-Zwei mit dem Herstellervermerk; e), f) Stäbe-As und Schwerter-As, die in den meisten Favre-Tarocken fehlen (MAHF 9043).

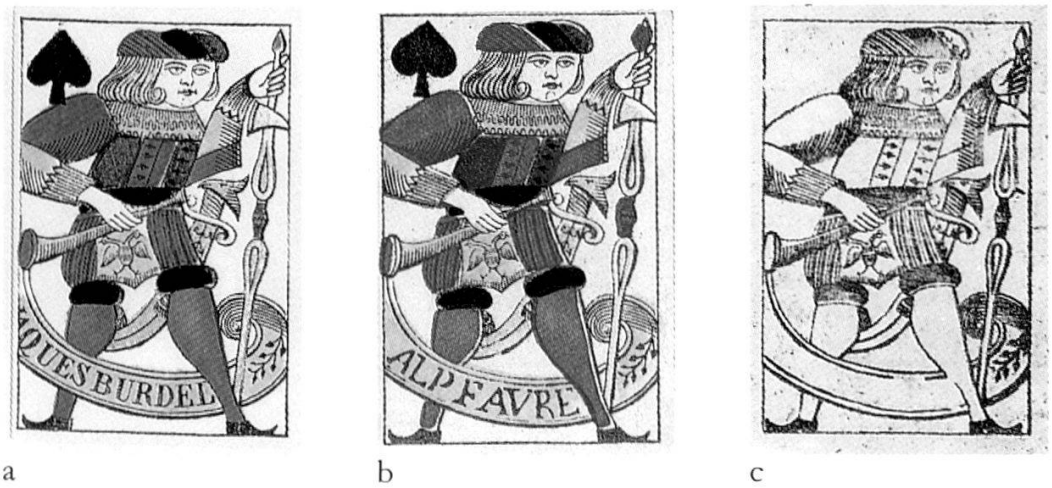
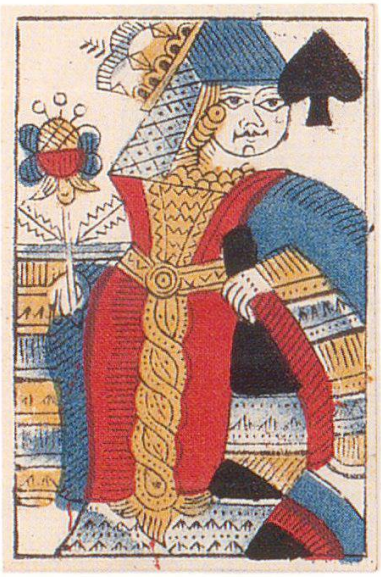
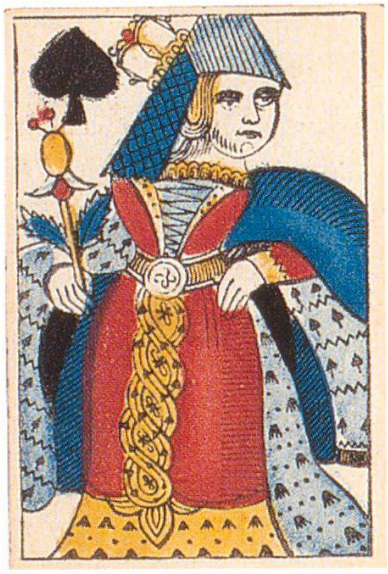



*Abb. 7:* Lebenslauf eines Druckstocks: Diese Schaufel-Buben wurden alle vom gleichen Stock gedruckt; J.-J. Burdel nahm ihn in Betrieb, A. Favre war der Hauptverwender, und ein unbekannter Macher scheint ihn nochmals benutzt zu haben.



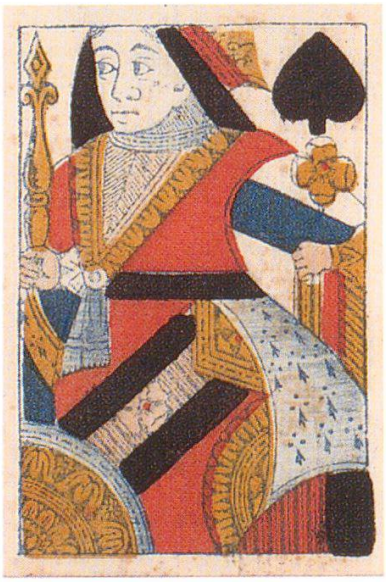
a



b

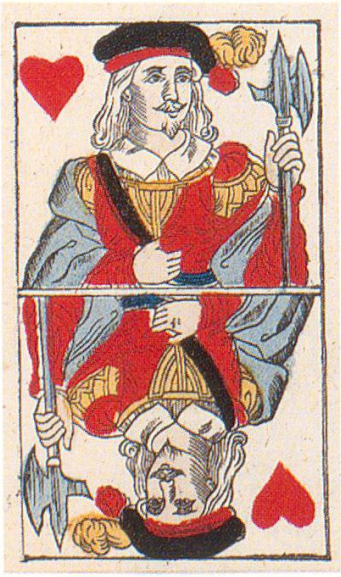
*Abb. 8:* Modernisierung: a) Traditionelles Freiburger Bild von J.-J. Burdel, um 1830; b) Modernisierter Stock von J.J. Burdel, um 1850, von Favre übernommen.

a

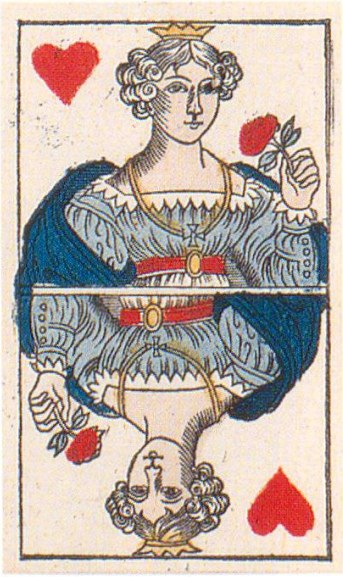


b

*Abb. 9:* Modernisierung: Ähnlich behutsam wie Burdel gingen englische Kartenmacher zu Werke; dem verdanken die Karten mit angloamerikanischem Bild ihre heute wieder «moderne» Dekorativität: a) Hunt & Sons, London, um 1820; b) Hunt & Sons, London, um 1850.



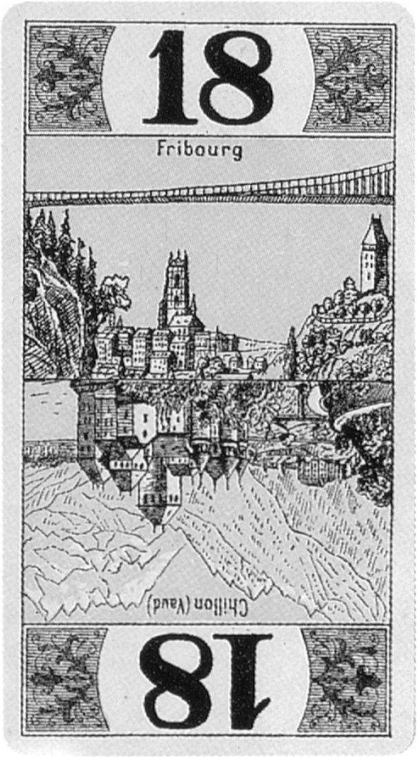
a



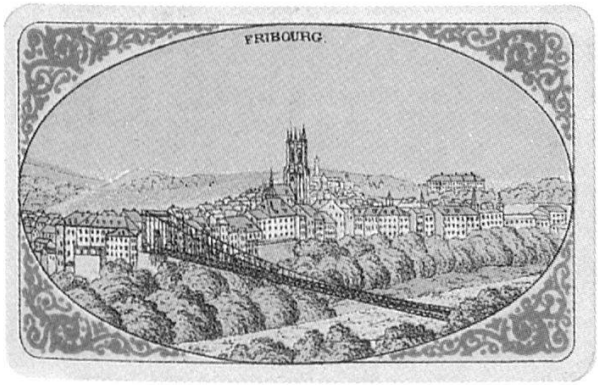
b

*Abb. 10:* Modernisierung: Die meisten Kartenbilder wurden viel radikaler einem veränderten Zeitgeschmack angepaßt und gleichzeitig verdoppelt, so das französischfarbige Schweizerbild, das seine Verwandtschaft mit dem Pariser Bild (Abb. 4a, b) kaum mehr verrät. Die beiden Karten gehören zu einem der frühesten Beispiele dieses Typs (um 1860, vermutlich Österreich, vgl. noch Abb. 2).

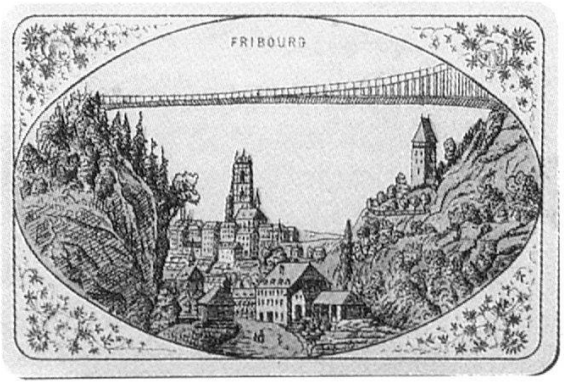
a



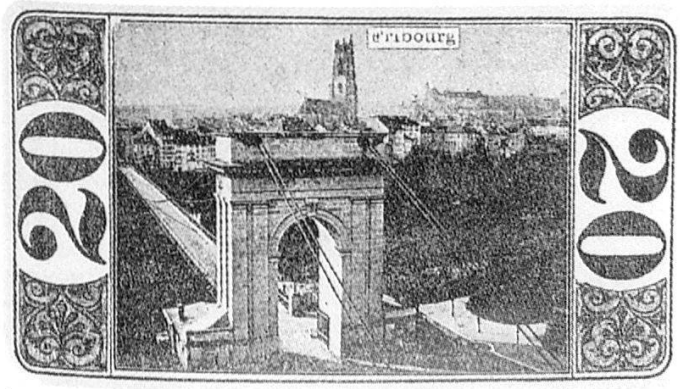

b




c




d




e

*Abb. 11:* Die Freiburger Hängebrücke und die Spielkarten: a) Umschlag Favres für ein gewöhnliches Spiel (Holzschnitt, leicht beschädigt); b) Ansichten-Tarock von J. Müller, Schaffhausen (Lithographie, um 1920); c) Rückseite eines Trachten-Patiencespiels von C. L. Wüst, Frankfurt a.M. (Lithographie, um 1880); d) Rückseite eines Trachten-Spiels von J. Müller, Schaffhausen (Lithographie, um 1890); e) Ansichten-Tarock von Walther und Graenicher, Hasle bei Burgdorf (frühe Photolithographie, um 1888).

*Abb. 12:* Umschlag Favres für eine Handelspackung zu sechs Spielen, *sixaine* (Holzschnitt).

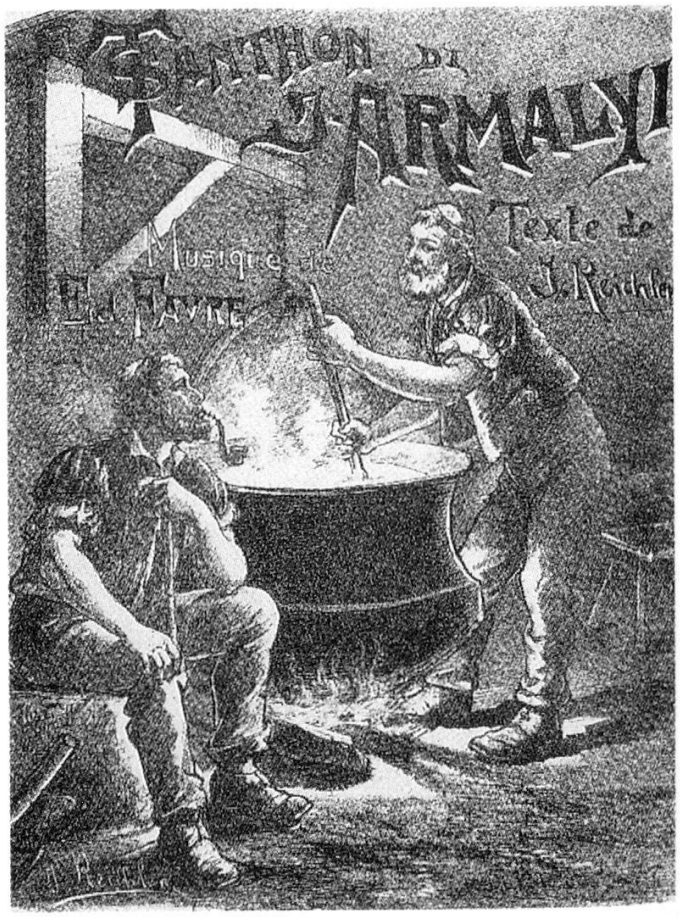



*Abb. 13:* Titelblatt von Joseph Reichlen (1846–1913) zum Lieddruck seines *Tsanthon di j-armalyi;* Reichlens Gedicht im Greyerzer Patois wurde von Favres Sohn Edouard vertont (Lithographie, um 1910).

ples occupations du directeur et dans l'emploi des gardiens pour le service de la famille du directeur. [...] Monsieur le directeur ne comprenait pas même l'étendue de sa responsabilité»[74]. Immerhin wiesen einige Großräte auch auf die miserable Bezahlung der Aufseher hin.

Nach der Familientradition allerdings war der Sturz Favres in erster Linie politisch bedingt[75]. In der Tat hatten die Großratswahlen vom Herbst 1881 den streng Konservativen eine so überwältigende Mehrheit eingebracht, daß sie von nun an den Staatsrat allein bilden konnten[76]. Es begann die Zeit der «Christlichen Republik», deren zielstrebige Ämterpolitik bekannt ist[77]. So gesehen ist es durchaus nicht unvorstellbar, daß der neue Staatsrat die erste sich bietende Möglichkeit ergriff, um das hohe Amt des Gefängnisdirektors von einem Radikalen zu säubern und für einen eigenen Mann frei zu machen.

Der abrupte Rücktritt bedeutete für den Gefängnisdirektor keine finanzielle Katastrophe. Er war in der Zeit seiner offiziellen Tätigkeit offenbar zu einem gewissen Wohlstand gelangt, ohne daß damit suggeriert werden soll, er habe den Wohlstand vor allem dieser Tätigkeit verdankt. Seit Ende der siebziger Jahre war er Besitzer des Hauses Hängebrückgasse *(rue du Pont suspendu)* 108 (heute ein Teil des Hotels Duc Bertold)[78] und eines Hauses am Hochzeitergäßchen *(rue des Epouses)*. Der entsprechende Band des Katasters ist kurz vor 1880 entstanden; im Titel seines Blattes erscheint der Hauseigentümer als «Favre, Jean Adolphe vulgo Alphonse, ffeu Antoine, Directeur de la Maison de Force, à Fribourg»[79]. 1879 war der Schwiegervater Dupasquier gestorben, es

[74] *La Liberté,* 10.5.1882.

[75] Freundliche Mitteilung von Elisabeth Weber.

[76] Roland Ruffieux (Hg.), *Geschichte des Kantons Freiburg,* Bd. 2, Freiburg 1981, S. 910.

[77] Ruffieux (wie Anm. 76), S. 916.

[78] S. Abb. 11e, das zweite Haus rechts der Hängebrücke auf dem jenseitigen Ufer. – Die Häuserzeile des Faverschen Hauses, in unmittelbarer Nähe der Kathedrale mitten in der Altstadt, erlangte Anfang der sechziger Jahre traurige Berühmtheit, als die Regierung des Kantons Freiburg nur durch direktes Einschreiten des Bundesrates davon abgehalten werden konnte, sie durch ein modernes Verwaltungsgebäude zu ersetzen.

[79] Cadastre provisoire de la commune de Fribourg, AEF RFc 105c, Art. 2934, 3186. Die Hausnummern des Katasters stimmen nicht mit den damals sonst gebräuchlichen Nummern überein.

ist denkbar, daß der Erwerb der Häuser durch eine Erbschaft erleichtert wurde. Obwohl der Gefängnisdirektor bei seinem Rücktritt erst 56 Jahre alt war, scheint er fortan keine Berufstätigkeit mehr ausgeübt zu haben.

Alphonse Favre starb am 27. Oktober 1907 in seinem Haus an der Hängebrückgasse. Das Alter hatte ihn schwer gezeichnet, wie der kurze Nachruf zu berichten weiß[80]. Die Öffentlichkeit hatte ihn fast vergessen. Daß mit Alphonse Favre der letzte erfolgreiche Kartenmacher Freiburgs gestorben war, daran erinnerte sich auch der Nachruf nicht mehr. Aber noch heute ist sein Name auf dem Grabdenkmal der Familie im Friedhof Saint-Léonard zu lesen.

† **M. Alphonse Favre.** — Nous apprenons le décès survenu, dans la nuit, de M. Alphonse Favre, qui a occupé pendant de longues années des fonctions administratives importantes.

M. Favre a été, de 1875 à 1882, directeur du Pénitencier. Il a fait partie longtemps du conseil paroissial de Saint-Nicolas et de la commission des écoles de la ville de Fribourg. Il était encore assesseur de la justice de paix de Fribourg.

Depuis plus d'un an, M. Favre ne sortait guère. La vieillesse avait brisé toutes ses forces.

Il laisse le souvenir d'un citoyen dévoué aux affaires publiques, d'un homme affable et doux, en même temps que d'un bon chrétien.

*R. I. P.*

[80] *La Liberté,* 28.10.1907, S. 3.

Am 15. April 1866 wurde «Jean Adolphe (dit Alphonse) Favre» zusammen mit seiner Frau «Pauline Louise née Dupaquier [sic]» und seinen damals sieben Kindern ins Bürgerrecht der Stadt Freiburg aufgenommen[81] – «vu les bonnes qualités qui distinguent le pétitionnaire» und aufgrund einer Einkaufssumme von 1360 Franken; es war ein beträchtlicher Betrag, wenn man bedenkt, daß ein Maurer damals mit einem Taglohn von drei Franken rechnen konnte[82].

Nach der guten Heirat bedeutete das Stadtbürgerrecht einen weitern Schritt auf dem Wege des sozialen Aufstiegs. Eine wichtige Grundlage dafür dürfte aber auch der Übertritt in den Staatsdienst gewesen sein. Denn wie Walter bemerkt, war in der Führungselite das für das Wirtschaftsleben der Stadt so wichtige Handwerk kaum vertreten: «C'est un monde clos. Par contre, l'ascension sociale passe fréquemment par des emplois subalternes de l'administration ou de l'industrie»[83].

Der prekäre Abgang Alphonses aus dem Staatsdienst scheint dem Ruf der Familie und ihrem gesellschaftlichen Aufstieg keinen dauernden Schaden zugefügt zu haben: In der radikalen Stadt teilte man offenbar die politische Interpretation des Ereignisses. Favres ältester Sohn, Antonin (1855–1924), kann bereits zur Elite der Stadt gezählt werden, er war, wie der Nachruf sagen sollte, zu seiner Zeit «un des hommes les plus connus et les plus considérés de la ville de Fribourg»[84]. Nach Studien der Medizin in Bern, Genf, Paris und Wien und der Eröffnung einer Arztpraxis in Freiburg 1880 wurde er bald Armenarzt, Professor der Gerichtsmedizin an der Juristischen Akademie, später an der Juristischen Fakultät der 1889 gegründeten Universität und Präsident der Eidgenössischen Medizinalexamina. Daneben bekleidete er

[81] AVF, Reconnaissances de Bourgeoisie, vol. 3, S. 247f.

[82] WALTER (wie Anm. 22), S. 35; ein Arbeiter in einer Manufaktur kam auf einen Taglohn zwischen Fr. 1.50 und Fr. 3.–; Walter zitiert S. 37 Guillaume Ritter, «qui estime en 1872 de Fr. 4.– à 5.– par jour les frais d'entretien d'une famille ouvrière de 2 enfants».

[83] WALTER (wie Anm. 22), S. 48.

[84] *La Liberté,* 30.12.1924.

mehrere politische Ämter, war Mitglied vieler Vereine, besonders der für Freiburg so charakteristischen musikalischen Gesellschaften. In seiner Freizeit fand «le docteur Favre» noch die Muße, historische Aufsätze für verschiedene Zeitschriften zu verfassen[85]. Er begründete eine Dynastie von Ärzten, die heute noch blüht. Als der Sohn des Kartenmachers Favre 1917 von seiner Professur an der Universität zurücktrat, wurde sein Nachfolger Louis Comte (1870–1959) – ein Urenkel des Kartenmachers Jean-Jacques Burdel. Endlich kreuzten sich die Schicksale der beiden Familien: Wie das Schloß in Italo Calvinos Tarot-Novelle müssen auch kleinbürgerliche Städte wie Freiburg schließlich doch fast zwangsläufig zu Orten *dei destini incrociati* werden![86]

Antonin war das «erfolgreichste» der acht Kinder des Kartenmachers. Maria Carolina (*†1858)[87] starb in der Wiege, Charles-Henri (1857–1881) und Emile (1864–1885) verschieden in jungen Jahren; Fanny (1863–1899) blieb bis zu ihrem frühen Tod bei den Eltern. Anna (1866–1935) lebte als unverheiratete Klavierlehrerin im Elternhaus an der Hängebrückgasse. Marie-Louise (1862–1918), die ebenfalls Klavierlehrerin war und später an dem von ihrem Bruder Edouard mitbegründeten Konservatorium wirkte[88], verheiratete sich als einzige der Töchter; die Söhne aus ihrer Ehe mit dem Ingenieur Maurice Gicot blieben dem Beruf ihres Vaters treu.

Paul-Jean (1859–1908) führte eine Zeit lang im Elternhause eine Weinhandlung[89] und zog später von Freiburg weg.

[85] Vgl. den Nachruf von Tobie DE RAEMY in: *Nouvelles Etrennes Fribourgeoises* 59 (1926), S. 222–224.

[86] An der jungen Juristischen Fakultät war «das Lokalkolorit [...] stark», so Louis CARLEN in: *Histoire de l'Université de Fribourg en Suisse/Geschichte der Universität Freiburg Schweiz 1889-1989,* Freiburg 1991, Bd. 2, S. 564. Die Kurzbiographien Favres und Comtes finden sich in der Universitätsgeschichte, Bd. 3, S. 944, resp. 935.

[87] AEF II a 13 Pfarrei St. Niklaus, Registre des naissances 1853–1861, S. 254. – AEF II d 7 Pfarrei St. Niklaus, Registre des décès 1851–1862, S. 118.

[88] In einem Adreßbuch aus dem Jahr 1890 wird Marie Favre als *professeur de musique (piano)* aufgeführt, wohnhaft Hängebrückgasse 108: *Annuaire Fribourgeois 1890, Indicateur des adresses et professions,* Fribourg 1890. Als Klavierlehrerin am Konservatorium wird Frau Gicot-Favre etwa in *Nouvelles Etrennes Fribourgeoises* 51 (1918), S. 165, genannt.

[89] Im *Annuaire Fribourgeois 1890* (wie Anm. 88) wird Paul Favre als *marchand de vins,* wohnhaft Hängebrückgasse 108, geführt.

Eine interessante Persönlichkeit war schließlich der jüngste Sohn, Edouard Favre (1872–1946). Bei ihm war die musikalische Familienbegabung am ausgeprägtesten. Er studierte in Genf und Brüssel Violine, arbeitete zusammen mit Emile Jaques-Dalcroze in Deutschland und Österreich und dirigierte während zwanzig Jahren jeweils im Sommer das Interlakener Kurorchester. 1903 gehörte Favre zu den Gründern des Freiburger Konservatoriums. Begabter als Arrangeur denn als Komponist, orchestrierte er unter vielen andern auch Werke von Abbé Bovet. Unter seinen Eigenkompositionen ist das *Tsanthon di j-armalyi* zu nennen, ein Lied mit Versen im Greyerzer Patois von Joseph Reichlen (1846–1913), der als Maler der Stolz des kulturell interessierten Freiburger Bürgertums war. Der Druck des *Tsanthon,* dem Reichlen hübsche Lithographien beigab, ist ein weiteres Zeugnis dafür, daß die Familie fest ins Kunstleben der kleinen Stadt integriert war (Abb. 13). Edouard, dem begabtesten Sproß, konnte dies allerdings nicht genügen. Während der Nachruf auf den ältesten der Favre-Söhne die «Gesetztheit» hervorhob, die diesen schon mit zwanzig ausgezeichnet habe, ging dem Jüngsten und Patenkind des Ältesten[90] diese Tugend zeitlebens ab: Nach einem etwas allzu ungebundenen Künstlerleben starb Edouard Favre mittellos in einem Freiburger Altersheim[91].

Die Musik hat in Freiburg immer eine wichtige Rolle gespielt. Die sprichwörtliche Musikalität der Bewohner dieser Stadt droht selten ins Geniale «auszuarten», aber sie gehört ganz selbstverständlich zu ihrem Leben. In dieser Beziehung war die Familie Favre nicht nur typisch freiburgisch, hier überragte sie deutlich den Durchschnitt. Und schon lange bevor drei seiner Kinder die Musik zu ihrem Beruf machten, hatte ihr der Kartenfabrikant ein kleines Denkmal an unerwartetem Ort gesetzt: Eine Lyra im Strahlenkranz ziert die Handelspackung der Faverschen Spielkarten ... (Abb. 12).

Die Familie des ehemaligen Kartenmachers gehörte zu den bemerkenswerteren Familien Freiburgs um die Jahrhundertwen-

[90] AEF II a 17 Pfarrei St. Niklaus, Registre des naissances 1866–1874, S. 311.

[91] *Nouvelles Etrennes Fribourgeoises* 80/81 (1947/48), S. 146f. Persönliche Erinnerungen an Edouard Favre bei Richard Flury, *Lebenserinnerungen,* Derendingen 1950, S. 119–126.

de. Auf manche ihrer Mitglieder träfe der Satz zu, mit dem Antonins Nachruf in der *Liberté* schließt: «[Il] a grandement honoré sa profession et il a donné l'exemple d'un bon chrétien et d'un bon citoyen»[92].

## *Alphonse Favre, Cartier à Fribourg en Suisse*

Nach den erhaltenen Zeugnissen zu schließen, hat Alphonse Favre bloß zwei Typen von Spielkarten hergestellt: ein «gewöhnliches» Kartenspiel mit Freiburger Bild und französischen Farbzeichen und ein Tarock mit «lateinischen» Farbzeichen. Anfragen an verschiedene Museen und Sammler haben (im Normalfall) keine Favre-Spiele zu Tage gefördert oder aber nur weitere Beispiele der beiden bekannten Typen[93]. Dabei sind Exemplare des Freiburger Bildes seltener als solche des Tarocks; dies entspricht der Erfahrung, wonach «gewöhnliche» Karten weniger häufig

[92] *La Liberté,* 30.12.1924.

[93] Favre-Spiele befinden sich in verschiedenen privaten und öffentlichen Sammlungen. Ich erwähne hier die mir bekannt gewordenen Exemplare:
*Tarot de Marseille:*
- Bern: Historisches Museum Nr. 17601 (vollst. 78 Karten; EBERHARD, wie Anm. 24, Nr. 7).
- Estavayer-le-Lac: Musée d'Estavayer (in sehr schlechtem Zustand).
- Freiburg: Museum für Kunst und Geschichte: Nr. 1958–9 (66 Karten, s. [Michel TERRAPON], *Imagiers populaires* [Ausstellungskatalog], Fribourg 1970, Nr. 198; vgl. Anm. 95). – Nr. 9043 (vollst. 78 Karten).
- Leinfelden-Echterdingen: Deutsches Spielkartenmuseum, s. Detlef HOFFMANN, Margot DIETRICH, *Tarot - Tarock - Tarocchi. Tarocke mit italienischen Farben.* Leinfelden-Echterdingen 1988, Nr. 19 (unvollst.), Nr. 20 (unvollst). Auch Nr. 16 (unvollst.), das von den Bearbeitern früher datiert und nach Solothurn lokalisiert wird, ist eindeutig von Favre (Korrespondenz mit Werner Dukek, DSM).
- New Haven: Yale University Library, s. William B. KELLER, *A Catalogue of the Cary Collection of Playing Cards in the Yale University Library,* Vol. 1–4, New Haven 1981, SWI 14 (unvollst., 76 Karten).
- Schaffhausen: Museum Allerheiligen.
- Privatsammlungen in Freiburg, Oakland CA, Saint-Blaise, Zürich (meist unvollst.).

*Freiburger Bild:*
- Freiburg: Museum für Kunst und Geschichte: Nr. 14172 (Bogen, unkoloriert, Name des Herst. entfernt).

erhalten sind als die kostbareren und vorwiegend in gehobenen Schichten gebräuchlichen Tarocke[94].

Alle Favre-Spielkarten sind nach alter Technik vom Holzschnitt gedruckt und mit der Schablone koloriert, obwohl die Lithographie damals in Freiburg bereits Einzug gehalten hatte[95]. Dabei muß bedacht werden, daß in der traditionellen Kartenmacherei die Bilder nicht mit Hilfe von Druckpressen, sondern mit dem Reiber, *au frotton,* auf das Papier übertragen wurden[96]. Dieses Handwerk kam also ohne die teurern Maschinen aus, die dann für die Lithographie und den Holzstich *(gravure sur bois debout)* benötigt wurden. Favre war zweifellos zu wenig lange im Geschäft, um sich den Übergang zu den neuen Techniken bereits leisten zu können[97]. Charakteristisch für seine Spiele sind kräftige Farben, vor allem ein leuchtendes Aquamarin und auf manchen Tarocken ein apartes Hellgrün; dabei gibt es auffällige Qualitätsunterschiede, sowohl was die Klarheit des Drucks als auch was die Sauberkeit der Kolorierung anbetrifft (vgl. Abb. 1). Im allgemeinen erreichen Favres Karten den Standard der Burdelschen Produktion nicht – der Jüngere konnte sich offenbar eine strenge Qualitätskontrolle mit entsprechend hohem Ausschuß nicht mehr erlauben.

### *Marseiller Tarock*

Favres Tarock entspricht, was die Ikonographie betrifft, dem sogenannten *tarot de Marseille* mit den charakteristischen Trumpfkarten MAT, PAPESSE, PAPE, was die Ausführung betrifft, dem

– Leinfelden-Echterdingen: Deutsches Spielkartenmuseum: Inv. Nr. B 1419 (unvollst.).
– Privatsammlungen in Freiburg, Zürich.

[94] *Schweizer Spielkarten* (wie Anm. 4), S. 181.

[95] Seit Anfang der vierziger Jahre die Lithographie Bader. Aber die Beschreibung des Favre-Tarocks im Katalog *Imagiers populaires* (wie Anm. 93), Nr. 198, ist falsch: «Lithographie et coloriage à l'aquarelle sur papier; imite un jeu plus ancien gravé sur bois». Falsch ist auch die Datierung (Anfang des 19. Jh.), korrekt dagegen die Angabe, daß solche Spiele mit 66 Karten zu einem *tape* genannten Spiel verwendet wurden.

[96] Vgl. Anm. 16.

[97] Die traditionelle Kartenmacherei war somit wie das traditionelle Handwerk im allgemeinen wenig kapitalintensiv, vgl. Anm. 53.

«Schweizer Typ», der sich vor allem durch verzierte Zahlenkarten und das monstranzförmige Becher-As (s. Abb. 6a) auszeichnet[98].

Das Tarock Favres stimmt sehr weitgehend mit demjenigen von Jean-Jacques Burdel überein. Gemeinsame Kennzeichen sind unter anderen:

- Freiburger Wappen im Mittel-Medaillon auf Münzen-Vier (Abb. 6b). Bei Claude Burdel war hier noch das französische Lilien-Wappen zu sehen[99], bei andern Kartenmachern finden sich andere Embleme.
- Jahreszahl 1813 (mit umgekehrter Drei) auf Münzen-Drei (Abb. 6c).

Besondere Kennzeichen des Favre-Tarocks sind:

- Herstellerbezeichnung auf Münzen-Zwei: ALPHONSE FAVRE CARTIER A FRIBOURG EN SUISSE (Abb. 6d);
- Außer Tarock XIII (Tod), der traditionell keine Bezeichnung trägt, sind bei Favre auch II (Päpstin), V (Papst) und XV (Teufel) ohne Inschrift. Anders als bei Tarock XIII, bei dem am Bildfuß kein Raum für die Bezeichnung vorgesehen ist, zeigen Favres Tarocke II, V und XV an dieser Stelle den üblichen Rahmen, aus dem die Inschrift vermutlich nachträglich herausgeschnitten wurde (Abb. 5a-d). – Es handelt sich hier um eine «Entschärfung» der konfessionell anstößigen Karten, die mir sonst nicht begegnet ist; dem «bon chrétien» Favre, wie ihn der Nachruf bezeichnet, gelang damit eine preisgünstige Lösung des Problems: Der Ersatz von Päpstin und Papst durch JUNON und JUPITER, durch den sich das sogenannte Besançoner Tarot vom Marseiller Typ unterscheidet, ist zweifellos aufwendiger[100]. Eigenartig scheint, daß Favre auch den Teufel dieser «Reinigungs-Kur» unterzogen hat.

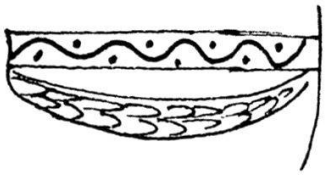
[98] Thierry Depaulis, *Tarot - Jeu et magie* [Ausstellungskatalog Bibliothèque nationale], Paris 1984, Nr. 43. – Das monstranzförmige Becher-As kommt allerdings auch in Frankreich vor, so in Chambéry, von wo aus die Westschweizer Kartenmacher auch sonst beeinflußt worden sind (Depaulis Nr. 43), oder in Besançon (Hoffmann, Dietrich, wie Anm. 93, Nr. 10).

[99] Abb. bei Depaulis (wie Anm. 98), Nr. 43.

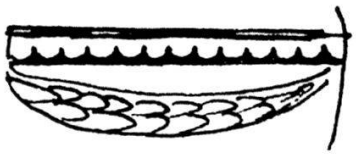
[100] Vgl. Depaulis (wie Anm. 98), S. 74.

Trotz der engen Verwandtschaft unterscheiden sich die in der Literatur veröffentlichten Tarocke Burdels und Favres in zahlreichen Details; so sind die Spiele, die Eberhard verglichen hat, nicht vom gleichen Stock gedruckt[101]. Nur ein Unterschied sei hier genannt, nämlich die Verzierung des Becher-Fußes auf Becher-As:

Burdel[102]:



Favre[103]:



Aber auch die erhaltenen Exemplare von Favres Tarock selber stimmen nicht in allen Karten völlig überein. Die wenigen Beispiele der Abb. 5e-i müssen als Illustration genügen.

Favre hat also mit verschiedenen, teilweise alten und abgenutzten, vermutlich auch ausgebesserten Druckstöcken gearbeitet. Einige Karten sind, gemessen am gedruckten Rahmen, schmaler: Tarock XXI LE MONDE mißt 57 mm gegen üblicherweise 59 mm. Auch die teilweise altertümliche (ESPEE, BASTON) oder fehlerhafte (LIMPERATRISE, LE CHARIOR) Beschriftung zeigt, daß Favre alte Stöcke benutzte. Initialen, Monogramme und die Bezeichnungen der Tarocke II, V, XV entfernte er, und seinen Namenszug auf Münzen-As setzte er nachträglich ein[104].

Druckstöcke, besonders für Tarocke, waren kostspielig; es ist deshalb durchaus begreiflich, daß Favre sich mit übernommenen Stöcken begnügt hat, alle seine Spiele stammen ja, in Anbetracht seiner kurzen Wirkungszeit, aus den «Anfängen» seiner Tätigkeit. Das Freiburger Wappen auf Münzen Vier spricht dafür, daß die Stöcke aus einer Freiburger Werkstätte stammen – das kann

[101] EBERHARD (wie Anm. 24), Nr. 7.
[102] Abb.: *Schweizer Spielkarten* (wie Anm. 4), Nr. 153.
[103] S. Abb. 6a, ferner Abb. in HOFFMANN, DIETRICH (wie Anm. 93), Nr. 16; es handelt sich hier um ein Favre-Tarock (s. Anm. 93).
[104] EBERHARD (wie Anm. 24), Nr. 7.

damals nur jene Jean-Jacques Burdels gewesen sein. Die Abweichungen gegenüber dem Burdel-Tarock, auf die hingewiesen wurde, sprechen nicht gegen diese Annahme: So wie die verschiedenen Exemplare von Favres Tarock leicht voneinander abweichen, so muß dies auch für jene Burdels vermutet werden. Diese Details müßten, falls sich der Aufwand denn lohnen sollte, durch einen sorgfältigen Vergleich aller erhaltenen Exemplare des *Tarot de Marseille* aus Freiburger Werkstätten erhellt werden.

Die meisten erhaltenen Exemplare des Favre-Tarocks sind unvollständig überliefert – aber in erkennbar systematischer Weise: Es fehlen öfter die Zahlenkarten 1–3 der Stäbe und Schwerter sowie 8–10 der Münzen und Becher[105]. Wir haben es also mit einem gekürzten Spiel zu tun, das 66 Karten umfaßte; ein solches «Ries» war in der Tat erforderlich für ein hierzulande inzwischen untergegangenes Spiel, das in Freiburg *la tape* genannt wurde[106]. *Tapp* bezeichnet eigentlich die nicht ausgeteilten Karten, den Skart oder Talon, davon führten verschiedene Kartenspiele ihren Namen[107]. In der Schweiz wurde eines davon mit gewöhnlichen Karten gespielt[108], für andere wurden Tarockkarten benutzt[109]. Ein *Tapp* genanntes Tarockspiel[110] kam in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vermutlich in Süddeutschland auf; erstmals beschrieben wurden entsprechende Regeln 1821 in einer Wiener

[105] Daß hie und da – zufällig – auch weitere Karten abhanden kamen, ist nicht verwunderlich; wichtig ist in unserm Zusammenhang, daß in unvollständigen Spielen die genannten Karten *regelmäßig* fehlen.

[106] «TAPE, s.f. (T[erme] frib.) Jeu très connu qu'on joue avec des tarots» L. Grangier, *Glossaire fribourgeois ou recueil des locutions vicieuses usitées dans le canton de Fribourg,* Fribourg 1864, S. 197. – Der Ausdruck *la tape* ist für die ganze frz. Schweiz häufig, die Zahl von 66 Karten ausdrücklich für La Roche (FR) belegt bei Paul Geiger, Richard Weiss et al. (Hg.), *Atlas der schweizerischen Volkskunde* (wie Anm. 2), Kommentar S. 1147ff. Vgl. noch Anm. 95.

[107] Vgl. *Atlas der schweizerischen Volkskunde* (wie Anm. 2), Karte I/141 b; Kommentar S. 1144ff.

[108] Regeln im *Idiotikon* 13, S. 933.

[109] Im *Atlas der schweizerischen Volkskunde* (wie Anm. 2), Kommentar S. 1144, sind Karten mit lateinischen Farbzeichen ausdrücklich belegt für FR: Wünnewil, Jaun, Rue, Romont, Freiburg; VS: Oberwald, Münster, Visperterminen, Leuk, Wiler, Binn, Simpeln.

[110] Die allgemeinen Regeln des Tarockspiels sind zusammengefaßt bei Depaulis (wie Anm. 98), S. 19.

Publikation[111]. Auch das Tapp-Tarock wird nach unterschiedlichen Regeln gespielt[112] und mit unterschiedlicher Kartenanzahl; gemeinsam scheint allen Tapp-Formen die besondere Stellung des Narren (Excuse, Sküs) zu sein, der im alten Tarock (wie noch heute in Frankreich und Graubünden) vom Farb- und Trumpfzwang «entschuldigt», beim Tapp aber der höchste Trumpf ist[113]. Die genauen lokalen Regeln des Freiburger *tape* sind nicht bekannt, aber der Name, die Art der Kürzung[114] und die verwendeten Karten machen klar, daß es sich um eine Abart des Tapp-Tarocks gehandelt haben muß.

Dreierlei ist am Freiburger *tape* auffällig:

- Freiburg und Wallis scheinen in ganz Europa die einzigen Regionen zu sein, in denen mit Karten des lateinischen Farbsystems nach Tapp-Regeln gespielt wurde[115].
- In Deutschland und Österreich wird mit einem auf 54 Karten gekürzten Tarock-«Ries» mit französischen Farbzeichen «getappt», im Wallis mit 78 und 54 Karten mit lateinischen Farbzeichen; Michael Dummet, der beste Kenner des Tarock-Spiels und seiner Geschichte[116], verzeichnet keine Abart mit 66 Blät-

[111] Michael DUMMETT, *The Game of Tarot from Ferrara to Salt Lake City,* London 1980, S. 431.

[112] «Tarot has, always and everywhere, been a game whose mode of play is highly localised» (DUMMETT, wie Anm. 111, S. 288).

[113] DUMMETT (wie Anm. 111), S. 437. Das *Idiotikon* 14, 675f. gibt s.v. *troggen* Tarock-Spielregeln für das Wallis; das Spiel wird mit 78 oder 54 Karten des lat. Farbsystems gespielt, der Talon heißt *s Tappi,* der Narr ist der höchste Trumpf – es handelt sich also um eine dem Tappen verwandte Spielform, die in unmittelbarer Nähe der Sprachgrenze erstaunt. Umgekehrt wird noch heute in Graubünden eine Tarockform mit dem Narren als Excuse gespielt, was in dieser Nähe zu Österreich ebenfalls auffällig ist. Vgl. Carla DEPLAZES (wie Anm. 1).

[114] Es fehlen bei Bechern und Münzen 8 bis 10, bei Schwertern und Stäben aber As bis 3, weil beim Tappen wie im ursprünglichen Tarock die Zahlenkarten unterschiedlich bewertet werden: 10 ist bei Bechern und Münzen, As bei Schwertern und Stäben die geringste Karte. Es wurden (und werden) also bei der Kürzung die jeweils geringsten Karten weggelassen. Die unterschiedliche Bewertung der Zahlenkarten ist in Frankreich schon im 17. Jh. abgegangen (DUMMETT, wie Anm. 111, S. 215), ihre Anwendung im Freiburger *tape* zeigt wieder die östlichen Verbindungen seiner Regeln.

[115] «There is no record of Tappen ever having been played with Italian-suited cards» (DUMMETT, wie Anm. 111, S. 439).

[116] S. Anm. 111.

tern. Dagegen hat neuerdings Peter Blaas darauf hingewiesen, daß auch im Tirol eine lokale Tarock-Abart, die etwa seit 1830 nachweisbar ist, 66 Karten benutzte. Blaas vermutet, daß diese Kartenzahl deswegen gewählt wurde, weil nur so ein Spiel zu fünft möglich war; damit konnte ein überraschend hinzukommender fünfter Spieler integriert werden (Talon zu 6 Karten und 5 x 12 Karten)[117]. Detaillierte Spielregeln sind aus dem Tirol ebenso wenig bekannt wie aus Freiburg; für Freiburg weiß man aber, daß das Spiel in *cercles de la tape* besonders von Damen der Gesellschaft gespielt wurde – die Möglichkeit, zu fünft spielen zu können, war hier sicher vorteilhaft.

- Mit dem Walliser Troggen dürfte das Freiburger *jeu de la tape* der westlichste «Vorposten» dieser Spielform gewesen sein, die nie bis nach Frankreich gelangte, wo man heute noch nach den ältern Tarock-Regeln und mit 78 Karten spielt. Die Beliebtheit des Spiels in Freiburg um die Mitte des letzten Jahrhunderts bezeugt auch der kurze Nachruf auf Jean-Jacques Burdel im *Journal de Fribourg,* wo *la tape* neben *la jase* (sic), *le piquet* und *le binocle* genannt wird[118].

Die Favre-Tarocke wurden wohl fast ausschließlich für das *tape* benutzt, was die «systematische» Unvollständigkeit vieler Zeugen erklärt. Die vollständigen Exemplare (vgl. Abb. 6e, f) zeigen aber, daß von den alten Stöcken immer ein ganzes Spiel gedruckt und das Kürzen dem Käufer überlassen wurde. Die ältern Tarocke aus Burdels Werkstatt sind häufiger vollständig überliefert, vermutlich, weil sie in der Blütezeit des *tape* nicht mehr zum Spielen verwendet oder damals bereits als zu konservierendes «Altertum» aufgefaßt wurden.

### *Freiburger Bild*

Bis vor kurzem glaubte man, Favre habe für seine Version des Freiburger Bildes, im Unterschied zu seinem Tarock, eigene Druckstöcke benutzt, die das alte Bild in einer behutsamen

[117] Peter Blaas, *Tiroler Spielkarten im 19. Jahrhundert,* in: Münzgalerie München, Spielkartenangebot 15 (1989), S. V und Anm. 19.– Peter Blaas, *Die Tiroler Jagd-Tarocke,* in: Talon 2 (1993), ohne Pag.

[118] *Journal de Fribourg,* 23.1.1862.

Modernisierung zeigen (Abb. 1)[119]. Jüngst ist jedoch ein Spiel des «Favre-Typs» bekannt geworden, das den Namen Jacques Burdels trägt (Abb. 7). Ein genauer Vergleich ergibt, daß diese Karten zweifelsfrei vom gleichen Stock gedruckt sind wie die unter Favres Namen laufenden Spiele. Der Jüngere hat also Burdels Model weiterverwendet, nachdem er seine eigene Firma eingesetzt hatte. Das neu aufgefundene Spiel beweist endgültig und unmißverständlicher als die Tarocke, daß Burdel einen Teil seiner Model an Favre weitergegeben hat.

Jacques Burdel muß diesen Stock kurz vor seiner Geschäftsaufgabe in Betrieb genommen haben. Das geht nicht nur aus dem Stil der neuen Version hervor, das unter seinem Namen erhaltene Spiel verrät auch ein völlig frisches Model. Die Modernisierung behält die charakteristische, etwas surrealistische Großflächigkeit des Vorbilds nur wenig geschmälert bei. Dagegen erscheinen die Ornamente der Kleider, die im Vorbild geometrisch abstrakt sind, in der Modernisierung einfacher, gleichzeitig kleinteiliger und «naturalistischer». Ein gutes Beispiel bieten das Mieder der Schaufel-Dame und der Besatz ihres Kleides (Abb. 8). Im Vorbild ist der Besatz großzügig schraffiert, unrealistisch gelb und blau koloriert und geht auf der linken Seite unversehens in eine Architektur-Darstellung über. In der Modernisierung ist dieser Teil der Tracht als wirklichkeitsgetreuer Pelz-Besatz aufgefaßt und teilweise mit der Hermelin-Signatur versehen, teilweise mit kleinen Wiederholungen des Farbzeichens, was eine damals moderne graphische Idee darstellt; selbstverständlich ist der Besatz einheitlich himmelblau eingefärbt.

Eine Redimensionierung und gleichzeitig eine gewisse Banalisierung erfahren in der Modernisierung die Attribute der Figuren, auch dies ist beim Szepter und der Krone der Schaufel-Dame deutlich zu sehen.

Die durchgreifendste Modernisierung haben in der neuen Version aber die Gesichter, Hände und Frisuren der Figuren erfahren.

[119] Auch hier weichen die gleichen Karten verschiedener Exemplare geringfügig voneinander ab; das ist aber nicht verwunderlich, da der Druckstock wie allgemein üblich die zwölf Figurenkarten je zweimal enthielt (s. Abb. 14); ferner mußten die Stöcke für die «gewöhnlichen» Karten mit ihren hohen Auflagen häufig nachgebessert werden. Vgl. EBERHARD (wie Anm. 24), S. 4ff.

Jean-Jacques Burdel hatte früher diese anatomischen Teile – auch in Abweichung vom Stil seines Vaters und Großvaters (s. Abb. 4e) – flächenfüllend bis zur «Häßlichkeit» stilisiert; in der Modernisierung nun gibt er ihnen eine realistischere, hübschere, aber etwas verniedlichende Gestaltung. Ein besonderes Charakteristikum der «neuen Gesichter» sind die senkrecht schraffierten Schattierungen über den Augen der meisten Figuren.

Mit dem erneuerten Freiburger Bild lag der alte *cartier* im Trend seiner Zeit. Viele traditionelle Kartenbilder wurden um die Mitte des 19. Jahrhunderts vergleichbaren «Renovationen» unterzogen, wenn sie nicht sogar, wie weithin im deutschen Raum, durch vollständig neue Bilder ersetzt wurden, die nur noch in Attributen und Haltungen an eventuelle Vorgänger erinnerten. Stilistisch am nächsten stimmen mit Burdels Modernisierung gleichzeitige Erneuerungen des angloamerikanischen Bildes überein. Auch hier ging es darum, ein sehr altertümlich-dekorativ gebliebenes Bild einem veränderten Geschmack anzupassen, ohne vollständig mit der Tradition zu brechen (Abb. 9).

Eine Reverenz vor der modernen Zeit ist auch der Umschlag, in dem Favre seine Karten zum Verkauf brachte. Dieser Wickel, der nun wirklich Favres eigenes Werk zu sein scheint, zeigt die 1834 eröffnete Freiburger Hängebrücke (Abb. 11). Das technische Wunderwerk des französischen Ingenieurs Joseph Chaley bildete zusammen mit der im gleichen Jahr fertiggestellten Münsterorgel Aloys Moosers die wichtigste touristische Attraktion der Stadt. Ein zeitgenössischer Reiseführer meint denn auch: «1834 sera donc long-temps pour Fribourg une date d'heureuse mémoire, car depuis cette époque les étrangers n'ont pas cessé d'accourir en foule»[120]. Die einzigartige spätmittelalterliche Bausubstanz wurde damals (wie auf Favres Wickel!) kaum zur Kenntnis genommen.

Unzählige Bilddrucke für den Gebrauch der Touristen hielten die Ansicht der großen Hängebrücke fest, nicht selten aus genau der gleichen Perspektive wie Favres Umschlagbild[121]. Vielleicht

[120] *Souvenirs pittoresques de Fribourg en Suisse,* Fribourg 1841 (Reprint 1981), S. 31f.

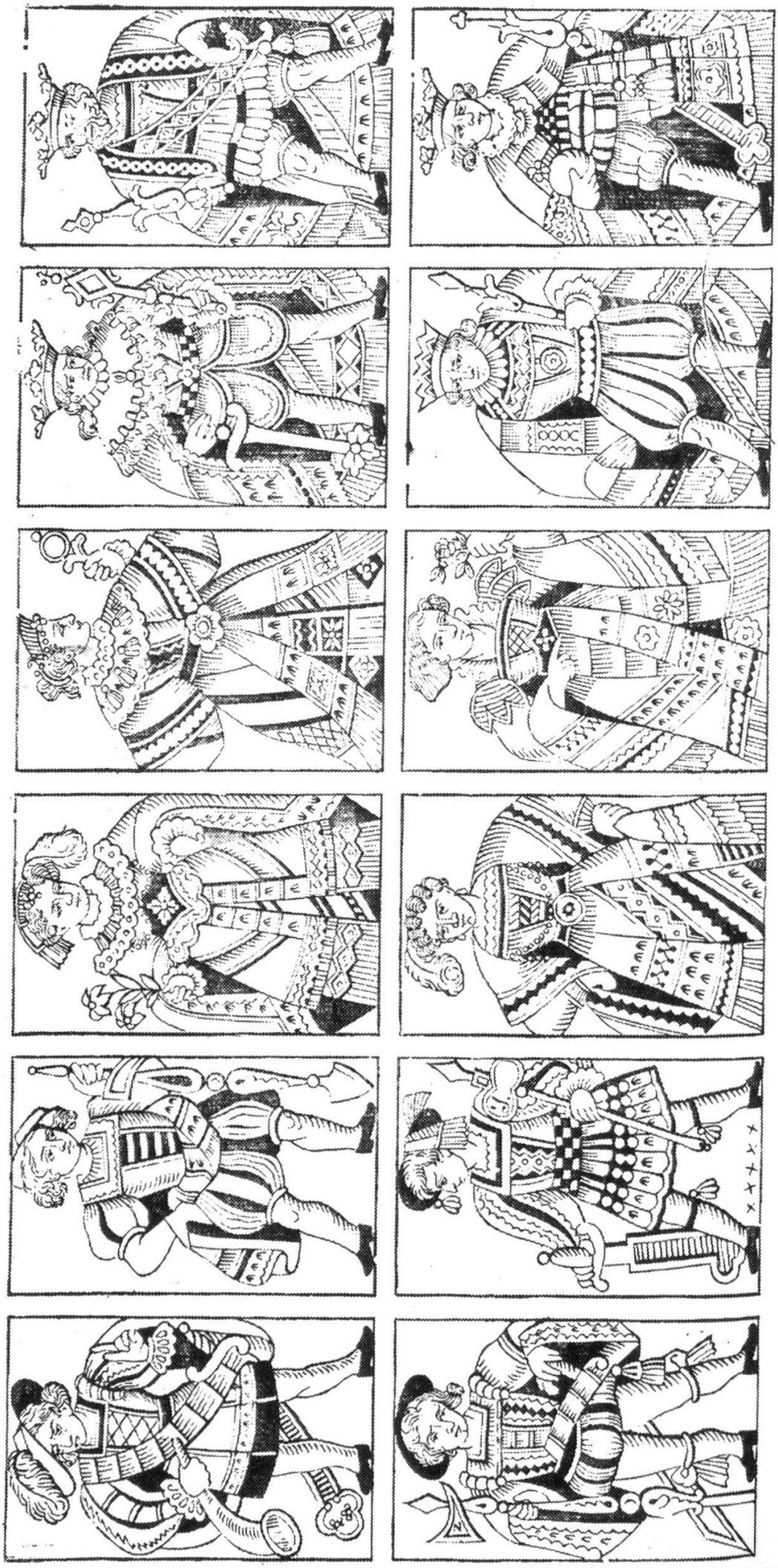
[121] Beispielsweise etwa eine Lithographie von Deroy, die bei Lemercier in Paris gedruckt wurde, aber auch noch photographische Postkarten aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts.

wollte der Kartenmacher damit besonders das neue Publikum der massenhaft herbeiströmenden Fremden ansprechen. Auch später noch erfuhr die Hängebrücke als Wahrzeichen Freiburgs Spielkartenehren – auf Ansichten-Tarocken und Souvenir-Spielen (s. Abb. 11).

## *Hatte Favre Nachfolger?*

Der *Almanach commercial fribourgeois pour 1862*[122] führt unter der Rubrik *Dépot de cartes à jouer* einen J. Grauser-Chollet, Hängebrückgasse 111d, auf; Grauser-Chollet war von Beruf *libraire-relieur* und hatte 1860 noch an der Lausannegasse gewohnt[123]. Seine Frau war Mitbesitzerin eines Hauses an der Lenda, gerade gegenüber dem Augustinerkloster[124]. Sowohl Grausers Beruf wie seine «Nachbarschaftsbeziehungen» zu Favre machen es durchaus wahrscheinlich, daß er nach dessen überstürztem Eintritt in den Staatsdienst die Spielkartenvorräte des nunmehrigen Gefängnisvorstehers übernahm. Das *Annuaire pour 1876* verzeichnet Grauser-Chollet unter der Adresse *rue de la Linde,* er war also inzwischen in das Haus seiner Frau übersiedelt, und was interessanter ist: Er wird nun als Besitzer einer *Fabrique de cartes à jouer* bezeichnet[125]. Das Haus an der Lenda war sehr klein: «un logement et cave voûtée»[126], aber wenn man annimmt, daß Grauser es bloß als Werkstätte benutzt hat, dann mochte es für eine bescheidene Produktion ausreichen. Daß er dazu von Favre auch die Produktionsmittel übernommen haben könnte, scheint plausibel.

[122] Fribourg 1862, S. 5.
[123] Volkszählung von 1860, AEF DI.IIa.68, bull. 35/36.
[124] Das Haus Lenda 105 gehörte in den fünfziger Jahren nach dem Brandkataster aus dieser Zeit der Erbengemeinschaft des Joseph Chollet-Wild, AEF Af 65b.
[125] *Annuaire pour 1876.*
[126] Brandkataster (wie Anm. 124).



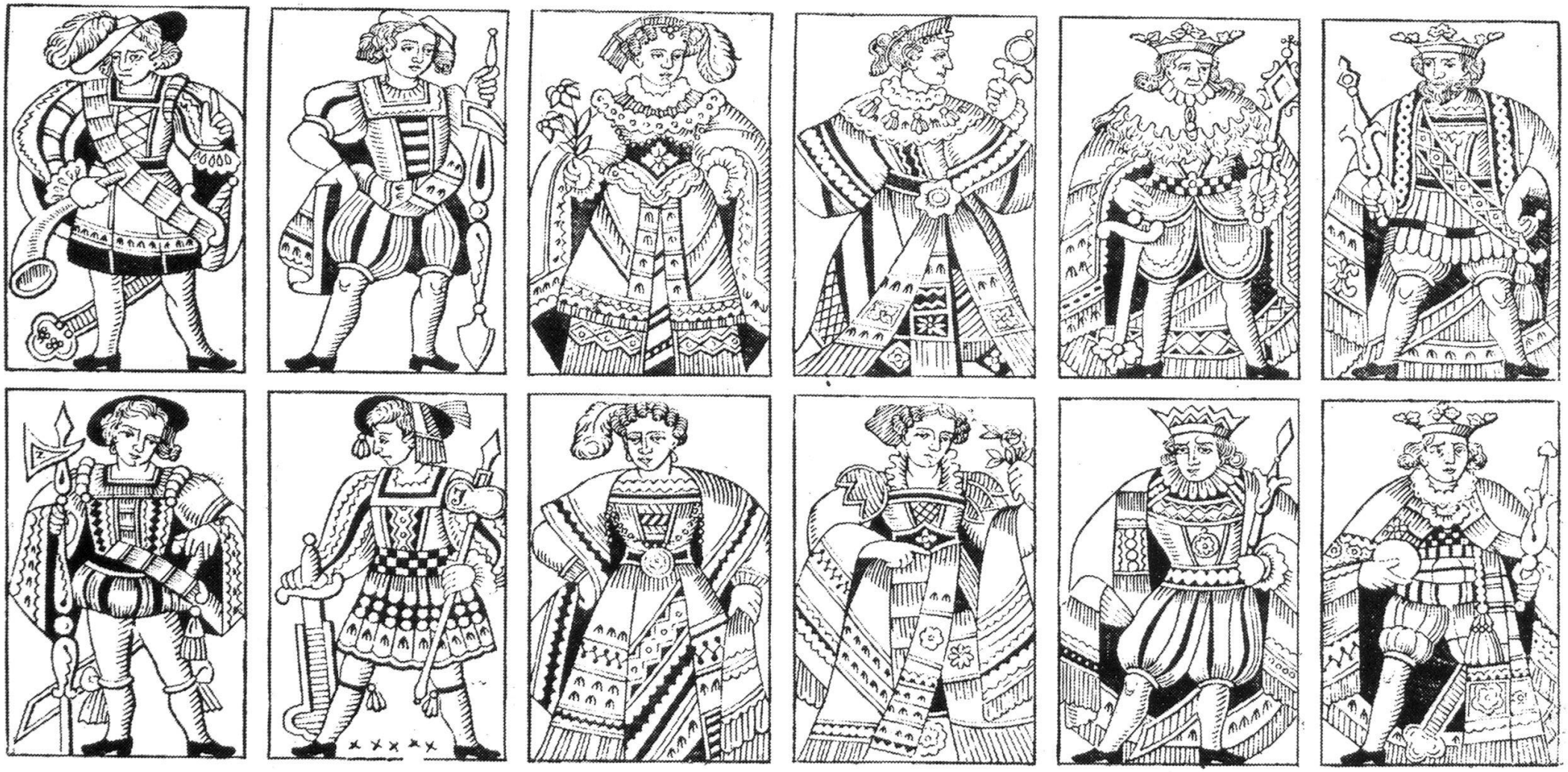


*Abb. 14:* Bogen mit einem unbekannten Spielkartenbild. Die Attribute der Buben verweisen auf das Freiburger Bild: Hellebarde, Horn, spatenförmige Waffe, Waffe mit Monogramm (Holzschnitt, um 1870; MAHF Nr. 14171).

Karten mit Grausers Namen sind mir bis heute nicht begegnet, doch gibt es einen Hinweis darauf, daß Favres Druckstöcke weiter benutzt worden sind. Im Freiburger Museum für Kunst und Geschichte wird ein unkolorierter Bogen eines Freiburger Bilds aufbewahrt[127], der eindeutig von Favres inzwischen reichlich abgenutztem Druckstock stammt, bei dem aber der Name des Kartenmachers aus den Banderolen auf Kreuz- und Schaufel-Bube herausgeschnitten worden war (Abb. 7) – nur auf der Waffe des Kreuz-Buben ist das Monogramm «A F» stehen geblieben. Diese Praxis war bei Geschäftsübergaben üblich, auch Favre hatte ja in den von Burdel übernommenen Druckstöcken alle Hinweise auf den früheren Besitzer sorgfältig entfernt. Dank dieses Bogens wissen wir nun auch, daß Favres Druckstock für das Freiburger Bild 350 x 350 mm gemessen hat und 2 x 12 Figurenkarten enthielt[128]. Wenn die Vermutung stimmen sollte, daß Grauser-Chollet tatsächlich die Kartenherstellung fortgeführt hat, dann wären noch mindestens sechzehn Jahre über Favres Geschäftsaufgabe hinaus in Freiburg Spielkarten gemacht worden. Allerdings ist mir noch nie ein fertiges Favre-Spiel ohne Fabrikantenname begegnet, das dem Bogen des Freiburger Museums entsprochen hätte. Es ist also nicht einmal sicher, ob mit den Druckstöcken tatsächlich weitergearbeitet wurde, und wenn, dann konnte von einem Geschäftsvolumen, wie es Jean-Jacques Burdels und auch noch Favres Werkstätten aufgewiesen hatten, keine Rede mehr sein.

Gleichzeitig und wohl aus gleicher Quelle erwarb das Museum einen weitern Bogen, der genau die gleichen Maße wie der Favre-Bogen aufweist und wie dieser 2 x 12 Figurenkarten enthält (Abb. 14)[129]. Es spricht also einiges dafür, daß auch dieser Bogen aus Freiburg selber stammt, und aufgrund seiner Figuren stellt er eine kleine Sensation dar: Es handelt sich offenbar um den Versuch einer neuerlichen, nun aber sehr radikalen «Modernisie-

[127] MAHF, Nr. 14172.

[128] Daneben muß es noch einen Druckstock für die verzierten Asse gegeben haben.

[129] MAHF, Nr. 14171.

rung» des Freiburger Bildes. Wie in der Gründerzeit üblich, «profitierten» von der Neuerung besonders die Damen; sie konnten nun endlich ihre eckigen Kleider und deckelartigen Kopfbedeckungen gegen zeitgemäßere Diademe und Lockenfrisuren eintauschen; dennoch wirken ihre Trachten noch immer sehr altertümlich – keine Rede vom modisch-mondänen Zeitgeschmack ausländischer Spielkartendamen. Die Kostüme aller Figuren verweisen in einem sehr akademisch-braven historisierenden Stil auf die glorreiche Epoche der Reisläuferei. Vom alten Freiburger Bild sind nur noch die raumfüllende Flächigkeit geblieben und einige Attribute: Die Trompete des alten Schaufel-Buben, seine eigenartige Waffe, die nun einem andern Buben (vermutlich dem Ecken-Buben) zugewiesen wurde, die Waffe des Kreuz-Buben mit dem Monogramm des Fabrikanten, die Waffe des alten Ecken-Buben mit dem Stecher-Monogramm, die nun dem vermutlichen Herz-Buben in die Hand gegeben wurde. Die für das Freiburger Bild besonders typischen Attribute, wie das Schriftstück des Herz-Königs oder die Fahne des Herz-Buben und eben die eckigen Kleidungsstücke einiger Damen sind jedoch verschwunden. Dafür erhebt nun der Bube mit dem Horn den Mahnfinger, wie auf dem Genfer Bild (vgl. Abb. 4c), einer der Könige erhält den Reichsapfel, der anderswo längst üblich war, und die Form der Kronen dreier der Könige ist eindeutig vom offiziellen Kartenbild Frankreichs übernommen. Archaisch bleibt das Bild auch insofern, als es noch immer an den ganzen Figuren festhält.

Das Hersteller-Monogramm auf der Waffe des Kreuz-Buben besteht nur noch aus dem einzigen Buchstaben «J.», der andere Buchstabe ist herausgeschnitten. Das Spiel stammt somit sicher nicht von Alphonse Favre, aus stilistischen Gründen kommt auch der alte Jean-Jacques Burdel kaum in Betracht. Sollte sich hier tatsächlich ein Eigenprodukt J. Grausers erhalten haben? Nach der bereits entwickelten Logik würde der herausgeschnittene Anfangsbuchstabe des Familiennamens darauf hinweisen, daß der Druckstock von einem Nachfolger des Auftraggebers weiter benutzt worden war.

Der *Dictionnaire des adresses de la ville de Fribourg* von 1880 nennt Grauser nicht mehr, dafür soll damals an der Obern Matte 112 ein Spielkarten-Fabrikant J. Genoud gearbeitet haben, «dont nous

n'avons toutefois pas découvert jusqu'ici le moindre vestige»[130]; im *Annuaire* von 1890[131] ist Genoud nicht mehr erwähnt. Genoud war zeitlich ein Nachfolger Grausers, und auch der Anfangsbuchstabe des Vornamens stimmt – deshalb mußte er nicht herausgeschnitten werden. Aber auch der Anfangsbuchstabe des Familiennamens würde ja stimmen, wenn Grauser den Stock in Auftrag gegeben und Genoud ihn übernommen haben sollte... Es scheint deshalb leider wenig wahrscheinlich, daß wir mit dem Bogen eine «Spur» Genouds entdeckt haben. Und es ist wiederum durchaus nicht erwiesen, daß der Druckstock je zur Kartenproduktion verwendet worden ist. Der vermutliche Kreuz-Bube zeigt zwischen den Beinen fünf Kreuzlein, zweifellos eine Andeutung, daß hier nach alter Tradition der Name des Fabrikanten eingesetzt werden müßte. Aber die Kreuzlein sind vom Holzstock gedruckt: Es scheint sich bei unserm Bogen um einen Probeabzug von einem noch nicht fertig ausgerüsteten Druckstock zu handeln.

Im Nachhinein könnte man es bedauern, daß nicht eine erneuerte Version des seinerzeit so weitherum beliebten Freiburger Bildes zum gewöhnlichen Schweizer Bild mit französischen Farben geworden ist, sondern der heutige «französische Jaß». Vielleicht hat Favres Übertritt in den Staatsdienst zu dieser kleinen Verarmung der Volkskultur beigetragen. Er war der letzte, der die Freiburger Kartenmachertradition noch mit einigem Erfolg zu vertreten vermocht hatte. Seine vermutlichen Nachfolger scheinen nur noch von äußerst marginaler Bedeutung gewesen zu sein; wie die beiden erhaltenen Holzschnitt-Bogen zeigen, ist ihnen weder der gestalterische Sprung zum Doppelbild noch der technische Sprung ins Zeitalter des rationelleren Drucks mit Lithographie oder mit Holzstich und Buchdruckerpresse gelungen.

[130] EBERHARD (wie Anm. 18), S. 6.
[131] Wie Anm. 89.